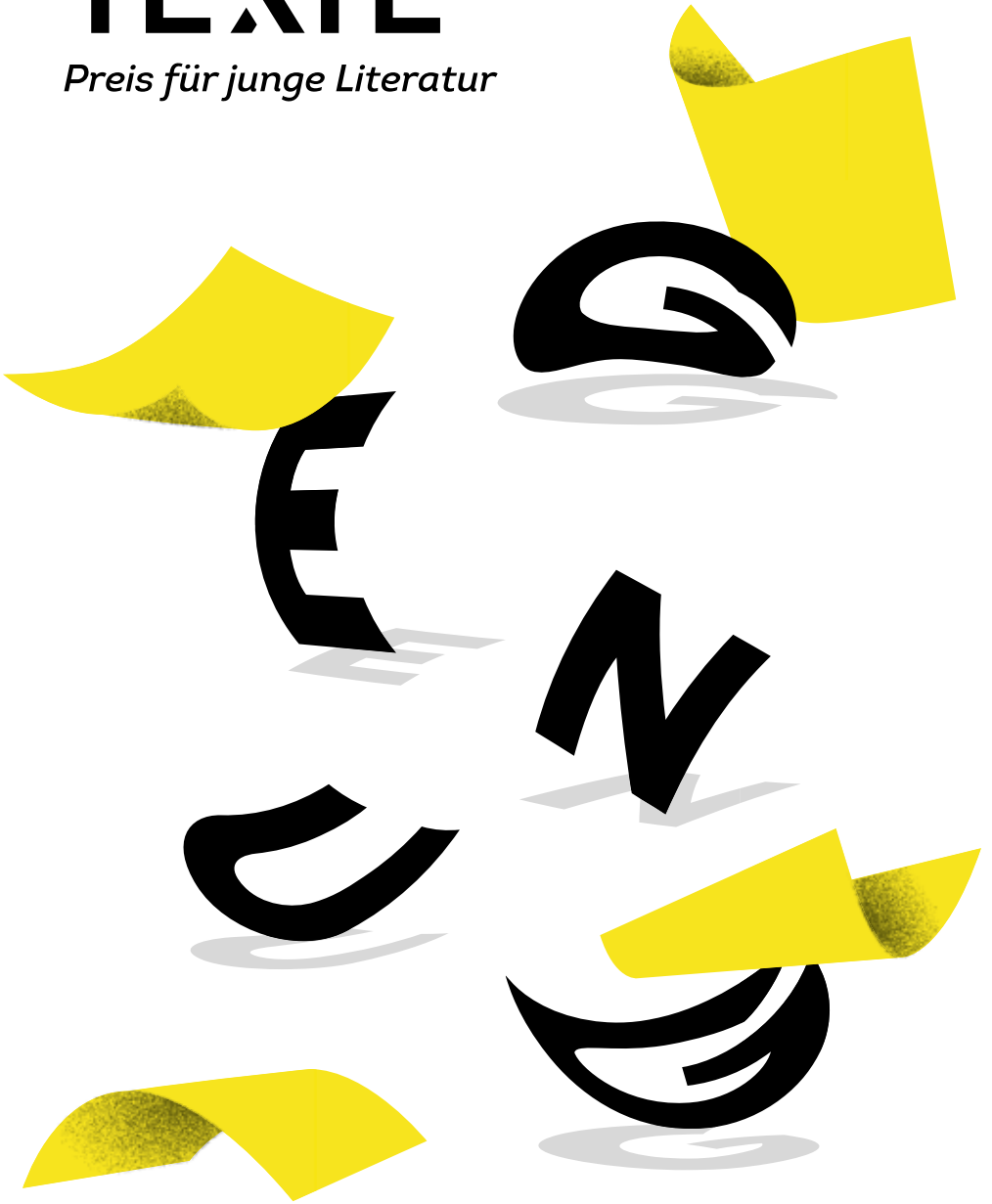


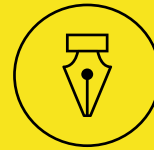
TEXTE

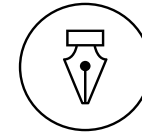
Preis für junge Literatur



Die fünfzehn besten Texte
Herausgegeben von Christoph Braendle

16





TEXTE

Preis für junge Literatur

Genug

DIE 15 BESTEN TEXTE

2016

Herausgegeben von Christoph Braendle

Inhaltsverzeichnis

Grußwort CORNELIUS OBONYA	9
Zum Geleit STADTSCHULRAT HEINRICH HIMMER	11
Vorwort CHRISTOPH BRAENDLE	12
TEXTE NACH PLATZIERUNG	
Hals über Kopf HELENE KRATKY	15
GOLD oder Der Rausch v2 OLIVER WITTICH	17
Anmerkungen der Redaktion zum Tod meiner Urgroßtante DORA KODERHOLD	22
Kühlschranklicht PIA FEIEL	26
Schmetterling LISA SPREITZHOFER	29
Olympia GMBH FELIX STEUNZER	33
Der eine blau, der andere grün JULIA LÜCKL	36
Das Leben eines Wortes ist ungerecht ANTONIA MILLA	40
gelb oder orange? TAMINA KOREN	42
Das schwarze Herz ANDREJ HARING	46
Aquariumuhr ANNA POSCH	58
Ein Anfang im Ende KATHARINA BROST	62
Perpetuitas finita URSULA ZAISER	67
Gereicht ASHLYN YOUNG	71
Karussellfahrt IRIS GÖBEL	75
Kooperierende Schulen 2016	78
Danksagung	80

IMPRESSUM

Genug. Die 15 besten Texte.

Herausgegeben von Christoph Braendle.

Umschlaggestaltung und Satz: zwo / www.buerozwo.at

Druck im Auftrag der SOKO Lesen im Stadtschulrat für Wien.

© 2017 Verein Literarische Bühnen Wien.

Gefördert vom Stadtschulrat für Wien.

Grußwort

Als Präsident des Vereins „Literarische Bühnen Wien“ möchte ich Sie herzlich begrüßen. Der von dieser Trägerorganisation ausgelobte Preis **Texte – Preis für junge Literatur** möchte anregen und keinen jungen Menschen im Regen stehen lassen, der sich für Literatur und Sprache interessiert. Er möchte erkunden und neue Kundschaft für die Sprache begeistern. Er möchte einladen und einen großen Bauchladen anbieten, allen, die aus den wunderbaren Angeboten der Literatur und der Sprache freien Herzens und nach Lust und Laune wählen möchten.

Der Gründer und Intendant des Preises, Christoph Braendle, steht als Schriftsteller mit der ganzen Kraft seines Könnens hinter der Idee, besonders jungen Menschen einen Bereich zu eröffnen, der für sie sehr wichtig ist. Den Bereich der Kreativität über und durch Sprache, unsere ureigenste Ausdrucksform. Wenn wir als Kinder die ersten Worte finden und sie zu sprechen lernen, dann haben wir den ersten Schritt bereits getan. Den ersten Schritt in eine neue Welt des Begreifens, des Denkens und des Ausdrucks. Von da an bedarf es aber der kontinuierlichen Förderung dieser Gabe, die jedes Menschenkind da so ohne Weiteres bekommen hat. An uns erwachsenen Menschen liegt es ab diesem Zeitpunkt, Kindern den Umgang mit Sprache und damit mit den Gedanken an sich zu ermöglichen. Und im besten Falle entsteht dann etwas, was für uns doch das Wichtigste ist – die Möglichkeit alles, was gedacht sein kann, auch zu denken und anderen mitteilen zu können. Also Kommunikation.

Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, jungen Menschen eine professionelle Begleitung auf diesem Weg anzubieten. Jugendliche haben unendlich viel Fantasie und sollten nach ihrer Kindheit Anregung erfahren, die Pfade in die eigene Gedankenwelt weiter auszutreten, keine Scheu zu haben, diese innere Welt auch anderen mitzuteilen. Denn so entsteht Literatur. Seien Sie eingeladen zu erkunden, zu erfahren. Seien Sie angeregt.

CORNELIUS OBONYA
WIEN, IM FEBRUAR 2017

Zum Geleit

Der Stadtschulrat für Wien freut sich über alle Aktivitäten, durch die Talente nachhaltig gefördert werden – so wie das bei **Texte – Preis für junge Literatur** der Fall ist!

Gerne setze ich hiermit die Dokumentationsreihe mit literarischen Talentproben von Schülerinnen und Schülern fort. Die Zahl der mitwirkenden Schulen ist wieder deutlich gestiegen, ja hat sogar im deutschsprachigen Ausland ein Echo gefunden. Man kann diesen künstlerischen Wettbewerb nun schon als einen festen Bestandteil des Wiener Schulwesens betrachten – wenngleich in diesem Jahr eine Niederösterreicherin gewonnen hat. Herzliche Gratulation!

Ich danke besonders dem Initiator und Leiter Christoph Braendle für seinen nimmermüden Einsatz, der ja weit über Organisatorisches hinausgeht – seine Workshops mit den jungen Talenten sind eine tolle Bereicherung. Der Stadtschulrat für Wien unterstützt diesen Wettbewerb durch die Bekanntmachung an allen Schulen und die Drucklegung der besten Beiträge. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten soll ein gutes Beispiel für viele Schülerinnen und Schüler sein, ihre literarischen Talente zu erkunden und zu erproben. Ich halte den Schreibwettbewerb für eine notwendige Ergänzung zu den Bemühungen der SOKO Lesen zur Förderung der Lesefähigkeiten unserer Schülerinnen und Schüler. Lesen und Schreiben stehen in einem engen Zusammenhang, das Vorbild so ausgezeichneter literarischer Leistungen, wie sie hier vorgestellt werden, möge dazu dienen, dass die Beschäftigung mit Sprache in all ihren Erscheinungsformen als ein höchst lohnendes Ziel gesehen wird, wobei der Weg dahin allein schon das Ziel sein kann.

Ich gratuliere den jungen Literaturschaffenden sehr herzlich zu ihren beeindruckenden Leistungen und hoffe, dass es im nächsten Durchgang noch mehr Schülerinnen und Schüler sein werden, die sich auf das Wagnis und die Freude einlassen, sich literarisch zu erproben.

HEINRICH HIMMER
AMTSFÜHRENDER PRÄSIDENT
DES STADTSCHULRATES FÜR WIEN

Vorwort

Rund vierhundert Einreichungen – 200 aus Wien, 100 aus den Bundesländern, 100 aus Deutschland (und zwei aus der Schweiz, einer aus Südtirol) – bildeten das Fundament für den Erfolg von **Texte – Preis für junge Literatur 2016**, der alle unsere Erwartungen übertraf. Zum ersten Mal vom Verein Literarische Bühnen Wien produziert und veranstaltet, hat der von mir geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren im Laufe weniger Jahre einen internationalen Status erreicht, der belegt, wie notwendig diese Plattform ist.

Die Arbeit an der deutschen Sprache in ihrer schriftlichen Form ist eine unbestrittene Voraussetzung für eine aufgeklärte, demokratische Gesellschaft. Diese Sprachmächtigkeit zu pflegen und den jungen Leuten eine Plattform zu bieten, auf der sie sich austauschen und weiterentwickeln und ihr zum Teil erstaunliches Talent präsentieren können, macht **Texte – Preis für junge Literatur** zu einem unverzichtbaren Projekt.

Namhafte Künstlerinnen und Künstler haben uns unterstützt, dieses einzigartige Format erfolgreich durchführen zu können. Marianne Jungmaier, Karin Macke, Sona MacDonald, Theresia Thomasberger, Franzobel, Andy Hallwaxx, Radek Knapp und Ernst Molden traten bei einer Reihe von öffentlichen Veranstaltungen auf und begleiteten die 30 fürs Finale Nominierten über einen Monat hinweg in Workshops, wo die jungen Leute Einblick in die Arbeitswelt der Schriftstellerin und des Schriftstellers erhielten und ihre Arbeiten besprochen wurden.

Das Finale im ausverkauften Kasino des Burgtheaters war für alle Beteiligten ein hochofreudliches Erlebnis, in dessen Verlauf die Preisträgerinnen und Preisträger mit ihren Texten und die Schauspieler Dorothee Hartinger, Petra Morzé, Markus Meyer und Cornelius Obonya mit ihrer Sprachkunst das Publikum verzauberten.

Unser Dank gilt allen – den Förderern, Sponsoren und den Mitwirkenden – und verbindet sich mit dem Versprechen, auf dem Weg der Sprachermächtigung für junge Leute weiterzugehen.

Die Broschüre, die Sie jetzt in Ihren Händen halten, versammelt die Arbeiten der fünfzehn Bestplatzierten. Den ersten Preis gewann Helene Kratky mit **Hals über Kopf** vor Oliver Wittich mit **GOLD oder der Rausch v2** und Dora Koderhold mit **Anmerkungen der Redaktion zum Tod meiner Urgroßtante**. Sie werden bei der Lektüre vielleicht von der hohen Qualität dieser Werke überrascht sein. Denn immerhin handelt es sich bei den Autorinnen und Autoren nicht um Berufsliteraten und nicht um Erwachsene, sondern um junge Leute, die noch zur Schule gehen und von denen man erwarten dürfte, dass sie schreibend allenfalls Gehversuche unternehmen. Das ist, wie die Resultate zeigen, nicht der Fall. Vielmehr zeigen sich hier eine Könnerschaft und eine Sicherheit im Ausdruck, die wirklich erstaunt. Schon in der Vorrunde war das Niveau hoch, in der Hauptrunde und vor allem bei den fürs Finale Nominierten ist es spektakulär. Vielleicht wird die eine oder der andere später den Beruf der Schriftstellerin oder des Schriftstellers wählen, vielleicht wird das Leben ganz andere Wege nehmen. Es spielt keine Rolle. Entscheidend ist, dass Talente wahrgenommen und respektiert werden und dass ihnen die Möglichkeit geboten wird, sich zu entfalten.

CHRISTOPH BRAENDLE

SCHRIFTSTELLER UND INTENDANT
TEXTE – PREIS FÜR JUNGE LITERATUR

Hals über Kopf

HELENE KRATKY, GEB. 2001
BG/BRG KLOSTERNEUBURG
Gewinnerin des Wettbewerbs 2016

Gehen. Immer nur gehen. Gehen kann ich gut. Viele können gehen, aber ich kann es besser. Ich gehe davon. Manchmal gehe ich auch hin. Heute gehe ich davon. Weg. Weit weg. Am weitesten weg, so weit es überhaupt geht, so weit gehe ich dann. Irgendwann bleibe ich stehen. Aber mein Kopf geht weiter. Ich sage ihm doch, dass er stehen bleiben soll, aber er geht weiter. Er hört mich nicht. Ich muss ihn einholen. Laufen. Ich versuche zu laufen. Ich kann es nicht. Ich bleibe stehen. Dann gehe ich. Ja, gehen, das kann ich.

Irgendwann kann auch mein Kopf nicht mehr. Er ist müde. Ich bin müde. Gemeinsam legen wir uns hin. Ich möchte schlafen. Mein Kopf möchte aber noch nicht schlafen. Also schlafe ich nicht. Erst wenn er es erlaubt. Endlich. Jetzt ist er so weit. Fertig mit dem Denken, Philosophieren, Überlegen. Ich schlafe ein.

Ich wache auf. Ich wache meistens vor ihm auf. Das ist nicht gut. Aufwachen ohne Kopf, das fühlt sich nicht richtig an. Wenn er aufwacht geht es mir wieder gut. Dann kann ich mit ihm beginnen. Gemeinsam schaffen wir alles, gemeinsam sind wir stark.

Gehen. Wir müssen viel gehen. Oft kann er es besser als ich, obwohl ich besser bin. Er ist mir dann voraus und ich kann ihn nicht mehr einholen. Mein Kopf will meist mehr als ich. Oft überfordert er mich. Wenn ich ihm versuche das zu sagen, geht er davon. Ich probiere oft aus, vor ihm davonzugehen. Er ist immer schneller. Jedes Mal.

Einmal konnte er mich nicht mehr einholen. Einmal war ich schneller. Das wunderte mich. Irgendetwas war dann anders. Manchmal wollte mein Kopf nicht mehr, obwohl ich noch wollte. Manchmal konnte mein

Kopf nicht mehr, obwohl ich noch konnte. Nicht ich gehorchte ihm, er gehorchte mir. Wir tauschten unsere Rollen. Ich musste ihn tragen. Er war so müde, dass er gar nicht mehr gehen konnte. Mein Kopf war schwer, zu schwer. Ich konnte ihn nicht weit tragen. Immer nur ganz kurz. Mit vielen Pausen.

Gehen. Das Gehen gefiel mir ohne meinen Kopf nicht mehr. Ich vermisste den Wettlauf. Ich vermisste die Stärke. Ich vermisste den Tatenrang. Ich vermisste meinen Kopf, obwohl er noch da war. Ich fragte ihn auch, was denn los sei. Er war zu müde, um etwas zu antworten. Das machte mich traurig. Ich war einsam. Ich fühlte mich verlassen. Dadurch fiel mir einiges schwerer. Das Gehen fiel mir am allerschwersten.

Es wurde nicht besser. Es wurde immer schlimmer. Mein Kopf war für vieles zu schwach. Alles musste ich alleine machen. Ich musste noch nie etwas alleine machen. Das war ich nicht gewohnt. Das konnte ich nicht. Das funktionierte nicht lange. Bald war ich schwach. Bald folgte ich meinem Kopf. Bald wurde ich müde.

Jetzt ist mein Kopf gar nicht mehr da. Ich habe ihn verloren. Für immer.

Hals über Kopf, kopflos.

GOLD oder Der Rausch v2

OLIVER WITTICH, GEB. 1996

UNIVERSITÄT WIEN

Komm, reich mir eine Waffe, eine Waffe der Worte, Karl, eine Waffe gegen mich selbst, ich will etwas schießen, etwas Goldenes, es genießen, wenn es zu Ende geht.

Raus aus dem Haus. Es ist so kalt draußen, dass die Luft nach Menthol schmeckt. Ich gehe durch die Straßen, das Ziel ist nicht mein Ziel, aber das meines läppischen Lebens, für heute jedenfalls. Das Leben ist eine salzlose Suppe, für mich, für jeden. Man muss nachhelfen. Doch das Salz rutscht einem leicht aus und während die einen sich die Suppe versalzen, haben die anderen am Schluss mehr Salz als Suppe auf dem Teller. Der Tod durch Dehydration tritt ein. Doch nach dem Salz muss jeder selbst greifen. Der anderen Hände haben beim Würzen nichts verloren. Aber lieber ein intensiver Geschmack als diese ewige Monotonie.

Rein in die Straßenbahn. Warme Luft kommt mir entgegen. Wärme stinkt auf ihre eigene Art, sie ist der Nährboden für alle möglichen Gerüche. Auf ihr können sie wuchern. Die Leute reiben aneinander, erzeugen noch mehr Wärme. Mit jedem Ruckeln werden sie aneinandergestoßen, stöhnen. Wären sie geil aufeinander, könnte das hier als Orgie durchgehen, eine Perversion in Jacken und Mänteln. Kälte ist klar, sie kann nach nichts riechen. Der Weltraum ist das Kälteste, kein Platz für Wärme, Luft oder Gerüche. Kein Platz trotz unendlicher Weiten. Man kann dort nicht überleben. Und trotzdem wäre ich gerne dort, tot, aber alleine.

Raus aus der Straßenbahn. Ein kurzes Gestolper und ich bin endlich draußen. Um aus der Tristesse des Lebens hinauszukommen,

braucht man den Exzess. Das Mittelmaß ist eine Wüste, es trocken einen aus, richtet einen zugrunde. Nur dem Dummen bleiben diese Qualen erspart, denn er bemerkt sie gar nicht erst. Darum heißt es hineinsteigern, sich verbeißen. Ablenkung ist gut, aber Exzess besser und Kontrollverlust das Ziel – die Oase. Wir wollen einen Rausch, Zustände, die uns übermannen, uns auf die Bretter schmettern, mit den süßesten Träumen.

Interlude:

Dadam, Ääääääääääääääääääääääääääääähum

Dadam, Ääääääääääääääääääääääääääääähum

Dadam, Ääääääääääääääääääääääääääääähum

Wir wollen nach West, mit der Sonne untergehen

Dadam, Ääääääääääääääääääääääääääääähum

Dadam, Ääääääääääääääääääääääääääääähum

Dadam, Ääääääääääääääääääääääääääääähum

Der Osten will mit uns dorthin

Dadam, Ääääääääääääääääääääääääääääähum

Dadam, Ääääääääääääääääääääääääääääähum

Dadam, Ääääääääääääääääääääääääääääähum

Endlich im Meer des Konsums untergehen

Schöne Dinge verstehen wir nicht.

Was machen wir denn heute? Die Zeit totschiessen, die Langeweile ermorden, ihr die Eingeweide aus dem aufgeschlitzten Wanst fressen. Selbst schuld, wenn man sich unbeliebt macht, gleichzeitig jedoch entbehrlich ist. Und dann? Nicht nachdenken. Wir suchen

uns noch jemand zweiten, dritten, einfach mehr, egal wen, wenn es nur schnell genug geschieht. Dann wird gefickt. Wir wollen uns verkleiden, uns im Internet begaffen lassen – die andern sollen nichts verpassen. Dicke Schwänze, enge Muschis, Pornos sind uns viel zu sachte. Rammeln wollen wir, bis es spritzt, ob Sperma oder Blut ist uns egal. Wir wollen uns zu Boden drücken und in den Himmel stoßen.

Doch der Höhenflug hält nicht lange an, ist nur eine kurze Pause, ein müdes Lächeln in der Depression. Wir versuchen, die innere Leere zu füllen, uns vollzustopfen, wenn es uns beim Hals und bei den Ohren rauskommt, kann in uns doch kein Platz mehr sein. Kein Platz für Leid, Langeweile oder gar Hoffnung.

Der nächste Berg muss erklommen werden, auf dass wir auf ihm die Weisheit finden. Herabsteigend wollen wir wissen, dass Gott tot an seinem und unter unserem Fuße liegt. Und dass wir seine Stelle längst eingenommen haben, sie nur noch annehmen müssen.

Aber die Pflicht wäre zu groß. Lieber greifen wir zu etwas Spaß, ob aus der Tüte, Flasche oder Ampulle ist uns egal. Jeder neue Kick soll uns auf die Bretter drücken, die Luft aus den Lungen, wir wollen uns schöne Träume wünschen, wenn wir uns bewusstlos schlagen. Je kleiner der Punkt des Einschlags, desto größer die Kraft, die in ihm liegt. Gib mir den Cheat-Code für meinen Sim, ich will die Spaßleiste wieder füllen. Vom vielen Drücken werden meine Finger taub. Aber ist es wirklich Schummeln oder doch nur das wohl verdiente Upgrade für die gemeine Welt?

Doch lass uns da nicht aufhören. Wir wollen unsern Körper zu einem Meisterwerk meißeln. Der Sixpack glänzt in den ersten Strahlen des Blitzlichts. Wir wollen der Welt zeigen, was wir zu bieten haben, und unserem Körper, was wer uns zu bieten hat. Muskeln sind nicht zum Bewegen, sondern zum Trainieren da. Sie sollen wachsen, wie Tumore, reifen in der Strahlung des Solariums. Schon mal ein frisch gedoptes Pferd gesehen? Das sind Schenkel. Anaboli-

ka und Aloe vera fließen in dieselbe Spritze, die Gaffer haut es aus dem Sitze.

Und wieder wird es uns zu dumm. Mit der Kreditkarte funktioniert der Aufbau von Masse schneller. Wir raffen zusammen, was wir können, Fashion, Gadgets, Immobilien, was wir auch in die Finger bekommen. Was einen Preis hat, muss auch einen Wert haben. Wir wollen uns hinter dem Haufen verstecken, unsere Scham und unseren Kummer verdecken. Bis wir erkennen, dass man sich Liebe kaufen muss. Jetzt wird Geld andersherum verwendet und gespendet. Den Indianern und Afrikanern wollen wir es in den Rachen stopfen. Auch wenn man es nicht essen kann, gibt es ein schönes Gefühl im Magen. Wir wollen in Askese leben, in unseren Penthäusern mehr leiden als sie in ihren Baracken. Wir sind Touristen, stampfen ihre Dörfer mit unserem Wohlwollen nieder, der Pool gibt der Wüste Pfiff. Die kleinen sind so niedlich, kommt, stopft ein paar ins Waisenhaus. Wir wollen uns an ihren Kulleraugen ergötzen, durch sie wahren Schmerz und Einsamkeit erfahren, sie mit einer Umarmung heilen und ihre Tränen mit Dollarscheinen trocknen.

Rein ins Arbeitsamt. Das AMS, Service steht hier an letzter Stelle. Die Luft ist verbraucht, als würde mich jemand mit einem Kissen ersticken, im warmen Bett. Doch dem letzten Lungenkrampf kommt gerade genug Sauerstoff zuvor, um mich am kläglichen Leben zu erhalten. Mein Aufenthalt hier erscheint mir paradox. Arbeit habe ich schon genug am Hals. Ich bin der Bote, der die Wahrheit bringt, so verrissen, dass sie keiner erkennt. Doch der Lohn ist karg, nicht genug, um durchzukommen. Und auch die anderen sind falsch. Für Arbeit stehen sie an, doch was sie wollen, ist Geld. Und auch das ist nur ein Mittelsmann zum Rausch. Denn der Rausch ist Gold, alles andere nur ein Imitat.

Ich will kein Semikolon, gefangen mit den anderen. Oder frei allein. Karl, ich will das Ende sehen, mich hineinstürzen. Ich bin

Mark Anton, die Spritze mein Schwert. Und dann über den Teller-
rand hinaus, über den Dachrand, den Weltrand, hinab in das Ende,
die Kälte, die leuchtende Welt um mich verglüht.

Anmerkungen der Redaktion zum Tod meiner Urgroßtante

DORA KODERHOLD, GEB. 2000
GRG 17, PARHAMERPLATZ, WIEN

Die Mücken sind wie Ikarus zu nah an die Glühbirne geflogen. Jetzt stinkt es im ganzen Zimmer nach versengtem Mückengetier.

Oma kommt zu Besuch. Um halb 5 vor Mitternacht. Sie will jetzt auf mein WLAN zocken. Ich sag, sie soll sich in die Küche hocken. Oma trägt ne Tracht. Sie strebt nach Küchenmacht. Fuck. Jetzt bin ich aufgewacht.

Oma hat ein Gedicht für mich, aufgepasst, verfasst, ja fast verpasst, auf einem grünen Tabakblatt:

Tanten

Tanten mit grünen Ohrringen

Mit 2 grünen Ohrringen

Und selbst gekochter Tiramisu-Suppe

Tanten mit fünf Stern Katzen

Und zwei Stern Kindern

Tanten

Fahren

Im VW-Bus

Über die Karawanken

Und Tanten wanken

Nach 1 Zug

von Shisha

wie Misha

kikiki

Kisha

pau pau

bum bam

Tanten

Ich weine. Weil das Gedicht ist wirklich schön.

Aber dafür ist es eh zu spät. Weil Oma Friedas Plan schon steht. Hustentropfen in den Koffer. 2, 3 Flaschen gehen noch. Oma macht den Motor an. Klebt ihr Fell ans Lenkrad dran. Dann bin ich mit Lenken dran. Dann steuer ich die Ostsee an.

Die Autobahn ist verstopft. Vor uns sind hundert Straßenbahnen. Das konnte wirklich keiner ahnen.

So, kommen wir zu den Tagesthemen, sagt Oma. Nein, danke, sag ich. Doch, sagt, Oma. Ich sag, Du steigst gleich aus. Oma sagt, ich zuck gleich aus.

Oma sagt, die Tagesthemen sind kaputt. Ich sag, na dann, gern.

Jetzt wird Oma auf einmal laut und sie schreit:

Stell dir mal vor, du hättest

Ne fixe Nagelfarbe

Ich sage, du wetttest

Es stimmt nicht
Aber es stimmt
Ich hab keine fixe Augenfarbe
Jeden Morgen muss ich sie anpinseln
Schwesta
Es gibt nicht mal Tutorials
für so was
jeden Morgen in der U-Bahn
lackiert wer was
stinkt wie hölle zuckaus
schwesta, ich steig gleich aus
wie hält man das aus
was?
das halt
was, was?
mein Koma spielt Bass
meine Oma ist krass
liegt im Koma oder was
die Ärzte haben alles probiert
ich hab ihr die Nägel lackiert.

Jetzt schalt ich das Radio an.

Oma macht ne Strichliste von den Kilometern. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, ach, wo waren doch gleich die Hustentropfen? Bei Lappland kommt Oma ins Gefängnis. Wir haben den vierten Reifen vergessen. Gut, wir sind halt beide links gesessen. Polizist sagt, das ist schon schlimm. Oma sagt: „Komm, das kriegt nicht jeder hin.“

Morgen bin ich dann in Ottakring. Bingo holt mich ab und bringt mich hin. Doch mein Haus ist abgebrannt. Unbemannt, ja gottseidank.

Scheiße. Waren die Mücken schuld? Oder das Kokain? Oder das Benzin? Oder die Nächte, wo ich vom Curry meinen Mund in Flammen gesetzt habe? Es. ist. genug.

Niemals.

Lol, nein, so kann der Text echt nicht enden.

Kühlschranklicht

PIA FEIEL, GEB. 1998

UNIVERSITÄT WIEN

Als er die Tür aufschloss, hatte sich schon die Nacht über die Stadt gelegt. Seine Aktentasche fest an die Brust gedrückt, stand er im Vorraum. Im schwachen Licht vom Tagesrest blieb sein Blick an dem Foto von ihnen beiden hängen: Sie waren so jung gewesen damals, sie im weißen Kleid und er selbst in seinem festlichsten Schwarz daneben.

Seine Finger zeichneten die Konturen auf dem Bild nach: erst ihre Haare, dann ihre Wangen, dann ihren Hals hinunter bis zum weißen Kleid und schließlich wieder hinauf, über seinen Anzug und sein Gesicht bis zu den eigenen Haaren. Er schmunzelte leicht – so viel mehr als heute waren es damals und so dunkelschwarz wie der Anzug. Jetzt waren sie blasser, beinahe grau, dabei war er noch gar nicht so alt. Aber das war sicherlich wegen der Nacht. Sie war einfach hereingebrochen, hatte die Farben mitgenommen und nur noch leere Konturen zurückgelassen.

Auf dem Weg ins Wohnzimmer stolperte er beinahe über einen vergessenen Baustein. Sein Sohn musste ihn liegen gelassen haben. Eine Ewigkeit war es her, dass er das letzte Mal damit gespielt hatte, aber weggeräumt hatte er ihn immer noch nicht. Böse sein konnte man ihm deswegen nicht, er war doch noch so klein, nicht einmal drei Jahre. Es würde schon noch eine Zeit kommen, in der er es lernte.

Seine Aktentasche noch immer in den Händen, ging er weiter in die Küche. Dort konnte er sie immer noch riechen, das zimtige Herbstaroma und ihren letzten Apfelkuchen. Hoffentlich beeilte sie sich heute nach Hause, dann könnten sie endlich wieder gemeinsam kochen. Darum hatte sie ihn so oft gebeten. Heute würde er sie bitten und vielleicht gäbe es dann sogar einen Apfelkuchen, den mochte auch ihr Sohn so gerne. „Noch nicht einmal drei Jahre alt und schon ganz wie

sein Vater“, dachte er und strich sich über die grauen Haare. Nur dass sein Sohn noch mehr Haare hatte, richtig flaumige Kinderhaare.

Die braune Aktentasche ließ er in der Küche stehen. Sie war ihm den ganzen Tag nicht von der Seite gewichen und jetzt lehnte sie sich erschöpft gegen den Kühlschrank. Ihre silbernen Schnallen blitzten ihm hinterher, als er die Stufen in Richtung Kinderzimmer hinaufstieg. Die Vorhänge waren zugezogen, um die Nacht draußen zu halten. Ganz ruhig war es, sein Sohn machte kein Geräusch, während er schlief. Der Mann verharrte an der Schwelle, die Augen weit geöffnet, und nahm die Dunkelheit in sich auf. Sie schmeckte ein wenig nach Apfelkuchen. Er hätte gerne noch einmal über die flaumigen Kinderhaare gestrichen, aber er wollte den Schlaf nicht stören. Es würde schon noch eine Zeit kommen, in der er sie wieder fühlen konnte.

Er schaltete das Licht nicht an, als er die Treppe wieder hinunter und in die Küche schlich. Er wollte die Nacht nicht stören, die das ganze Haus erfüllte. Das Kühlschranklicht konnte er jedoch nicht am Fallen hindern und so fiel es und malte dabei einen kühl-schrankkalten Lichtstreifen aufs Parkett. Viel war nicht mehr da, kommendes Wochenende sollten sie wohl wieder einkaufen fahren. Vielleicht würden sie das Auto nehmen, dann könnten sie zu dritt fahren und einen kleinen Ausflug dranhängen. Er würde es ihr gleich noch heute Abend vorschlagen. Wenn sie doch nur bald nach Hause käme.

Es war zwar nicht mehr viel da, aber die Milch stand noch in der Kühlschranktür, genau wie gestern. Sie musste ihren Kaffee ausnahmsweise schwarz getrunken haben, das tat sie sonst nie. Während die Milch warm wurde, fuhr sich der Mann über die Haare und nickte hinüber zu seiner Aktentasche. Sie lehnte noch immer ganz schief da, ungemütlich sah das aus und irgendwie erschöpft, also nahm er sie auf den Arm. Gedankenverloren strich er über ihre lederne Rückseite hinauf, fuhr die Metallschnallen entlang und auf der Vorderseite wieder hinunter. Das Leder fühlte sich warm an unter seinen Fingern, fast lebendig, und so standen sie gemeinsam da und warteten, bis die Milch fertig war.

Er füllte sie in zwei Flaschen. Die eine wollte er für seinen Sohn aufheben. Natürlich, jetzt schlief er, aber es würde schon noch eine Zeit kommen, in der sie ihre Milch wieder gemeinsam trinken konnten. Die zweite Flasche war für ihn selbst. Er nahm sie in die freie Hand und begleitet von seiner Aktentasche ging er zum Sofa im Wohnzimmer.

Er wurde immer müde von den hochgelegten Füßen und seiner Milch, aber er wusste, dass er nur einen Moment länger wach bleiben musste, um sie noch zu sehen. Dann würde er gleich mit ihr sprechen und ihr sagen, dass er ihr ab jetzt in der Küche mehr zur Hand gehen wollte, dass sie am Wochenende nach dem Einkauf einfach drauflosfahren würden, ins Grüne, ins Graue, ins Blaue – ganz egal, irgendwohin. Nur zu dritt würden sie fahren und wären dann endlich wieder beisammen. – Warum sie nur in letzter Zeit immer so spät nach Hause kam.

„Wohin bist du gegangen?“, flüsterte er in die nachtschwarze Wohnung, aber es gab niemanden, der es hätte hören können. Nur die müde Aktentasche war ihm noch geblieben und ganz zaghaft rutschte sie ein wenig näher heran und schmiegte sich an seine Seite – genau dorthin, wo ihm links in der Brust der Schmerz saß.

Schmetterling

LISA SPREITZHOFER, GEB. 2002

GRG 17, PARHAMERPLATZ, WIEN

Es ist hell hier. Weiß. Weißes Licht strahlt mir entgegen.

Wo bin ich? Ich sehe mich um. Sehe das Weiß um mich herum. Sehe die helle und ewige Leere, sehe mich um. Wo bin ich nur, was mache ich hier?

Ich sehe einen Schmetterling. Er ist weiß, so wie das, was mich umgibt. Was auch immer das ist. Was auch immer mich umgibt, es sieht wunderschön aus. So wie der Schmetterling.

Seine Flügel flattern federleicht in die Ferne, nehmen mir den Schmerz, alle Sorgen. Lassen mich fühlen so geborgen und so frei, lassen mich vergessen, wer ich wirklich bin. Dass ich eigentlich gerade in einem Krankbett liege und doch zugleich fliege, denn ich fühle mich, als wär ich ein Schmetterling. Ich weiß es nicht, vielleicht bin ich auch ein Schmetterling. Habe ich auch Flügel wie er, weiß und schwerelos, wunderschön und makellos? Fliege ich umher wie er, ganz weit ins Ferne, in die ewige Leere?

Was umgibt mich? Nichts als unendlich scheinende weiße Luft. Doch ich kann nicht atmen, also kann es keine Luft sein, nein. Vielleicht ist das alles nur Schein.

Ich will sein, einfach nur sein. Ich sein, lebendig sein, aber fühle mich so klein, will größer sein, doch um mich herum ist nur Weiß. Wo bin ich? Ich weiß es nicht, doch ist das überhaupt wichtig? Ich werde es nie erfahren, richtig?

Der Schmetterling sieht mich an, und er hat wohl erkannt, dass wir beide uns diese Frage stellen. Was macht er hier? Habe ich Flügel, genauso wie er?

Tausende Fragen, die in meinem Kopf herumschwirren. Sie wollen nicht hinaus aus mir. Was passiert hier?

Wo bin ich nur? Gibt es hier irgendwo eine Tür?

Ich fühle mich wie betäubt, verträumt, lebendig, vollständig. Aber ich habe Angst. Was passiert mit mir? Wo bin ich hier? Ich möchte hinaus aus diesem Haus, das keines ist. Oder doch? Ich weiß es nicht, aber es interessiert mich auch gar nicht. Denn ich möchte einfach nur weg von hier; gibt es eine Tür?

Ich folge dem Schmetterling, er zeigt mir den Weg. Doch wohin? Wohin fliegt er, ganz weit fort? Wartet er auf mich, an diesem unbekanntem Ort?

Seine weißen Flügel, die verschwinden ganz plötzlich, verschwinden in dem unendlichen Weiß. Sie verschwinden, doch ich muss ihn wiederfinden. Weiß er den Weg hinaus von hier? Vielleicht kennt er ja den Weg hinaus von hier, vielleicht gibt es hier ja doch eine Tür.

Wo ist er plötzlich hin? Panik ergreift mich, und die Erkenntnis, dass ich ihn suchen muss, den Schmetterling, die Flügel weiß und schwerelos.

Also folge ich ihm, doch er ist weg, ich finde ihn nicht mehr. Der Schmetterling ist weg, nicht mehr hier. Nicht mehr hier an diesem unbekanntem Ort, er ist fort, hat sich aufgelöst. Inmitten im Weiß, ist verschmolzen mit der Luft. Es ergreift mich die Not, denn der Schmetterling ist tot.

Ich laufe, laufe weg von hier. Möchte nicht sterben, so wie er, doch ich bin eingesperrt, finde nicht die Tür. Ich finde sie nicht, denn nur Luft umgibt mich. Sie umringt mich und sperrt mich ein, die unendliche Weiße.

Was soll ich tun? Erst jetzt wird mir bewusst, ich komme hier nicht raus, bin eingesperrt im Todeshaus. Panik ergreift mich, und was dann

passiert, möchte ich nicht, möchte hinaus von hier. Ich fühle mich leicht, hebe ab, vergesse meine Sorgen und löse mich auf. Werde zu Luft, werde zu Staub, werde unsichtbar, werde taub. Ich bin nur noch, was der Schmetterling ist – inmitten der Unendlichkeit, ein Hauch von Nichts.

Und dann sehe ich an mir herab, und ich traue meinen Augen kaum. Denn ich habe Flügel, genau wie er, genau wie der Schmetterling, der nicht mehr ist hier. Ich flattere umher, ganz weit fern von meinen Sorgen, fühle mich so geborgen und frei.

Und erst jetzt wird mir bewusst, dass ich hier bin, endlich. Ich bin hier in der Unendlichkeit, inmitten von diesem Weiß, das so schön scheint. Ich bin hier, und fühle mich frei, fühle mich gut, gesund. Erlöst von dem Schmerz, erlöst von dem Leid, denn ich weiß, jetzt ist es an der Zeit. Es ist an der Zeit, zu gehen, ich bin befreit. Von meinem Körper, von dem Leid. Von dem Schmerz und den Ängsten, bin nicht mehr ich, denn was ich jetzt bin, ist ein Schmetterling.

Die Flügel so weiß, so federleicht, flattern in die Unendlichkeit. Endlich bin ich befreit von dem Leid, denn ich weiß, mein Körper liegt im Bett, im Krankenhaus, liegt an dem Ort, an dem ich mich noch nie gefühlt habe zu Hause. Mein Körper liegt dort, an diesem unschönen Ort, umzingelt von Menschen, die mich eigentlich nicht kennen, die nicht wissen, was ich will, wohin ich will, dass ich glücklich bin, an dem Ort, an dem ich mich jetzt befind. Dass ich nie mehr zurückmag in die Welt, die ich gekannt hab.

Denn ich wollte schon immer hierher, wollte weg von dort, weg von diesem Ort, wollte nur hierher. Mich frei fühlen und schwerelos, wollte Flügel haben und durch die Unendlichkeit fliegen und nicht mitkriegen, was gerade wirklich mit meinem Körper passiert. Wollte weit weg von Infusionen und Spritzen und Nadeln, einfach ich sein, frei und heil, in der Unendlichkeit.

Mir ist klar, es wird nie wieder, wie es war. Dass es vorbei ist, jetzt sofort, an diesem Ort. Doch ich mag es hier, möchte nie mehr zurück, und vielleicht bin ich verrückt. Doch ich mag es hier. Hätte nicht gedacht, dass es das ist, dass es sich so anfühlt. Zu verschwinden. Vielleicht, weil ich gar nicht verschwinde. Oder, weil ich mich selbst finde, gerade weil ich verschwinde. Auf jeden Fall mag ich es hier, möchte nicht mehr zurück. Vielleicht bin ich verrückt.

Doch ich bin hier, wo der Schmetterling ist, bin Teil der Luft, unsichtbar. Für die anderen. Und ich will nicht mehr zurück, nie mehr, nie mehr zurück in die Welt, die ich gekannt hab. Weil ich es hier eigentlich sehr gerne mag.

Ich höre nur Stille, bin taub, und doch höre ich etwas, wenn ich nur lausch. Dann kann ich sie hören, Schmetterlinge, ganz weit fern. Sie lachen und fliegen umher, fühlen sich frei wie nie, fühlen sich gut, voller Übermut, bereit für ein neues Leben hier, und so geht es auch mir. Ich sehe sie nicht, die Schmetterlinge, sie sind unsichtbar, verschmolzen mit der Luft, so wie auch ich es bin. Doch ich höre sie und ich weiß, dass sie hier sind bei mir, dass auch sie sich endlich zu Hause fühlen, so wie ich, dass sie endlich befreit sind von dem Leid, von dem Wind davongetragen werden, in die Unendlichkeit. Dass sie endlich genug haben.

Und wir sagen, es würde wehtun. Oder zumindest denken wir das. Wir denken, dass es wehtut, zu verschwinden. Doch vielleicht müssen wir das ja gar nicht tun – verschwinden. Vielleicht werden wir alle mal ein Schmetterling sein, ganz klein und doch wunderschön, werden in die Unendlichkeit fliegen und uns dann nie wieder beklagen. „Denn dass es so schön ist, wegzufiegen, haben wir nicht erwartet“, werden wir dann sagen, und wir werden uns nicht beklagen, weil es das sein wird, was wir schon immer wollten. Schwerelos sein. Klein und wunderschön, makellos. Die Flügel so weiß und federleicht, eins mit der Luft, mit dem Wind. Ein Schmetterling.

Olympia GMBH

FELIX STEUNZER, GEB. 1999
GRG 5, RAINERGYMNASIUM, WIEN

Olympia GMBH

Weltweit benutzt, ohne auf der Erde zu sein

In der 777. Etage gibt es nur ein Büro, jenes, das dem Geschäftsführer gehört. Von seinem Schreibtisch aus trifft er seine Entscheidungen, von dort aus sieht er die ganze Welt durch die Wolken, ohne selbst gesehen zu werden.

Eines Tages klopfte es unerwartet an seine Türe. Höflich wie immer bat er den unerwarteten Gast herein. Es war eine der vielen Bewohner des Olympus-Komplexes, eine komplett in Weiß gekleidete Gestalt mit einer nichtssagenden Maske vor dem Gesicht. „Herr Heilig ...“, stammelte die Gestalt leise, „ich habe ein Anliegen.“ „Du kannst ruhig Gottfried sagen“, entgegnete der Geschäftsführer freundlich. „Worum geht es denn?“ „Ich ... möchte leben“, erklärte der Besucher. Verwundert hob der Geschäftsführer eine Augenbraue, lächelte aber schließlich und sagte: „Da lässt sich sicher etwas machen.“

Er öffnete eine seiner Schubladen, kramte ein wenig und legte schließlich ein gerahmtes Bild auf den Tisch, worauf ein Bauernhof zu sehen war. „Nimm es einmal in die Hände“, riet er dem Besucher, und als die Gestalt dies tat, verwandelte sie sich in einen Bauern: Er trug Stiefel, eine Latzhose, ein kariertes Hemd und einen Sonnenhut. „In diesem Leben sind deine Eltern tüchtige Bauern, du wachst in einer friedvollen Gegend auf, nicht die belebteste, aber umso idyllischer. Eines Tages übernimmst du dann selbst die Farm deiner Eltern, und du wirst immer gut davon leben können. Und selbst das Familienleben ist bei Bedarf inkludiert. Klingt das gut für dich, mein Kind?“ „Ich weiß nicht ...“, stammelte er unentschlossen. „Man kann doch nur einmal leben, da will ich doch etwas anderes.“ „Nun gut“, blieb Gottfried Heilig höf-

lich, „Mal sehen, was sich noch finden lässt.“ Er nahm dem Bauern das Bild aus der Hand, und just in diesem Moment wurde aus ihm wieder die neutrale, weiße Gestalt.

Nun suchte der Geschäftsführer eine Schublade tiefer und holte wenig später ein kleines, buntes Hardcoverbuch heraus. „Nimm es wieder in die Hände“, bat er seinen Besucher. In dem Moment, als er das Buch berührte, verwandelte sich die Gestalt in eine blonde Frau: Sie trug einen formellen, grauen Anzug, hatte eine Brille auf und an ihrem Oberteil war eine Angestelltenkarte festgemacht. „Hier haben wir auch etwas Schönes“, wies Gottfried Heilig hin. „Du wirst in einer Großstadt geboren, in einfachen Verhältnissen. Im Laufe deines Lebens wirst du stets zufriedenstellend in einem großen Büro arbeiten. In deiner Freizeit schreibst du Kinderromane, und es wird dir stets das Herz erfreuen, wenn du für die Kleinen vorliest.“ „Also ...“, antwortete die Gestalt wieder leise. „Ich glaube, dass das auch nichts für mich ist. Mein Leben sollte anders aussehen.“

Der Geschäftsführer seufzte, nahm dem Besucher das Buch aus der Hand und legte es zurück in die Schublade. „Dann tut es mir leid mein Kind, ich kann dir leider nicht behilflich sein“, erklärte er seinem Gast, der mittlerweile wieder in seine personenlose Gestalt zurückgekehrt war. „Aber du kannst noch zu meinem Geschäftspartner Luzifer Unheilig gehen, der kann dir auch ein Leben schenken. Er hat sein Büro im 666. Kellergeschoss. Aber merke dir, du hast nur ein Leben, und das muss dir genug sein.“ Die Gestalt nickte, bedankte sich und verließ das Büro.

Gut fünf Dekaden später klopfte es wieder an der Tür des Geschäftsführers, er bat wie immer höflichst herein. Diesmal war es ein Mann mit zerzausten Haaren, einem abgenutzten Anzug und einer Aktentasche. „Herr Heilig ..., Gottfried, meine ich“, begann er außer Atem zu erzählen. „Es war alles so schrecklich. Ich habe bei einer reichen Familie gelebt, meine Eltern habe ich selten gesehen. Ich hatte eine Firma gegründet, aber die Leute wollten immer nur Geld von mir. Drei Mal geschieden war ich auch, bis ich dann in meinen Fünfzigern einer

Herzattacke erlegen bin.“ „Ich weiß, mein Sohn, ich weiß“, antwortete der Geschäftsführer. Bevor er noch etwas sagen konnte, fiel ihm der Besucher wieder ins Wort: „Aber davon hatte ihr Geschäftspartner doch gar nichts gesagt! Er hat bloß erwähnt, dass ich in eine reiche Familie geboren werden würde, dass ich einmal eine Firma haben würde und dass die Menschen ständig in meiner Nähe sein würden. Kannst du mir noch ein anderes Leben geben? Ich nehme auch alles, was du hast, solange ich nicht noch einmal zu diesem Herrn Unheilig muss.“ „Es tut mir leid, mein Kind“, entgegnete der Geschäftsführer traurig, „aber man kann nur einmal leben.“

Der eine blau, der andere grün

JULIA LÜCKL, GEB. 2001

SIR KARL POPPER SCHULE AM WIEDNER GYMNASIUM, 1040 WIEN

Sie hatte den Teddybären auf den Tisch gesetzt und die Sonne ließ seinen Schatten über die Glasplatte wandern. Seine Augen spiegelten sich im Glas. Es waren Knöpfe, der eine blau, der andere grün.

Sie legte den Kopf auf den Tisch und betrachtete die Kinderzeichnung an der Wand. Bunt bildete sie ein Haus mit rauchendem Schornstein ab. In die Ecke hatte er die Sonne gepinselt, der Himmel war eine einzige blaue Linie. Es war erst neun Monate her, seit sie es aufgehängt hatte, aber es kam ihr wie eine Ewigkeit vor.

Sie fragte sich, wie oft er an sie dachte. Ob er abends weinte oder morgens. Ob er sie so sehr vermisste wie sie ihn ...

Aus der Nachbarwohnung drang gedämpfte Klaviermusik. Sie verstand nicht viel davon, aber dieses Lied kannte sie. Sie hatte es ihm abends immer vorgesungen. Unbewusst sumgte sie leise mit – bis es ihr auffiel.

Sie fragte sich, wie lange sie noch warten musste. Ob er morgen wiederkommen würde. Oder übermorgen ...

Ihr Blick fiel auf den Kalender. Es war noch der vom Vorjahr, aber das Datum stimmte. Mit rotem Filzstift hatte er seinen Namen in das weiße Kästchen geschrieben. Es war sein Tag. Auf der Anrichte stand der Schokoladenkuchen mit sechs Kerzen, den sie gestern noch gebacken hatte. Die Zündhölzer lagen griffbereit daneben.

Sie wandte sich ab, ließ ihren Blick durch das Zimmer schweifen. Die Girlanden fehlten. Falls er heute wiederkam, mussten sie da sein. Im

Flur stapelten sich in der Ecke die Zeitungen. An der Wand darüber hing ein Foto in einem blauen Bilderrahmen. Ihr Schritt wurde langsamer, ruhiger, bis sie davor stehen blieb.

Es war ihr erster Urlaub gewesen und sie hatte sich überreden lassen, mit ihm in dieses Spielzeuggeschäft zu gehen. „Mama, kann ich den Teddybären haben?“, hatte er sie wieder und wieder gefragt. Bis er diese Bitte so oft wiederholt hatte, dass sie auch mit dem „Du-hast-doch-schon-so-viele-andere-Stofftiere-Argument“ nicht mehr weiterkam.

Die Knopfaugen des Teddybären waren beide schwarz gewesen.

Hastig drehte sie sich weg, stolperte über die Zeitungen. Wie ein bunter Teppich verteilten sie sich über den Boden, zeigten ihr all die Bilder, die sie in den letzten Monaten nicht beachtet hatte.

Sie wusste nicht, wie lange sie dort zwischen den Schlagzeilen saß. Zeit hatte für sie keine Bedeutung mehr. Sie wartete, bewegungslos, so wie sie die letzten acht Monate gewartet hatte. Nur ihre Augen suchten das blau umrahmte Foto.

Er hatte den Teddybären mit den schwarzen Knopfaugen auf dem Heimweg verloren. Sie hatte ihn in den Arm genommen und die Tränen waren seine Wangen hinuntergekullert. Dann hatte sie versprochen, ihm zum Geburtstag einen neuen Teddybären zu schenken.

Sie fragte sich, wo er war. Ob er Angst hatte. Ob er sich manchmal an ihr Versprechen erinnerte ...

Das Bild verschwamm. Sie wandte den Blick ab, versuchte sich zu fangen. An der Wand gegenüber zeichneten sich zwei Handabdrücke ab. Der eine blau, der andere grün. Der größere war von ihr.

Die Farben zerflossen vor ihren Augen, sie hatte lange nicht mehr geweint.

Sie fragte sich, ob sie ihm oft genug gesagt hatte, wie sehr sie ihn liebte ...

Ihr Blick wanderte durch das Zimmer, suchte Halt. Der Schatten des Teddybären fiel dunkel auf den himmelblauen Kindersessel. Tränen tropften auf ihre Bluse.

Die Musik in der Nachbarwohnung war verstummt.

Ihr war nur das Warten geblieben. Das Warten hatte sie verändert. Es war, als wäre eine Glasscheibe zwischen ihr und der Welt, seit er verschwunden war. Nichts drang zu ihr durch, einzig und allein ihre Fragen berührten sie. Fragen, für die sie keine Antworten hatte.

Sie wartete. Ihr Blick wurde klarer, die Abdrücke an der Wand nahmen wieder Gestalt an.

Sie trocknete ihre Wangen mit dem Ärmel und stand auf, ging zurück ins Wohnzimmer.

Es hätte sein Tag sein sollen. Sie hätte Geschenke verpackt und mit ihm Kuchen gegessen. Sie hätten seine Freunde eingeladen oder alleine gefeiert. Sie hätte ihm den Teddybären geschenkt.

Ich vermisse dich.

Sie nahm den Bären vom Tisch und trat ans Fenster. Ihr Gesicht spiegelte sich darin, aber sie sah hindurch. Der Spielplatz auf der anderen Straßenseite war leer. Das war er jedes Mal, wenn sie hinunterblickte. Dort hatte sie ihn zum letzten Mal gesehen. Er war auf der Schaukel gesessen und sie hatte ihm gewinkt. Er hatte es nicht bemerkt.

„Ich vermisse ihn“, flüsterte sie dem Bären mit den blau-grünen Knöpfen zu.

Sie drückte ihn an sich und sah noch einmal auf den Spielplatz hinunter. Die leere Schaukel wippte im Wind.

Sie fragte sich, ob es ihre Schuld war, weil sie ihn dort alleine gelassen hatte ...

Gedankenverloren lehnte sie sich an die Fensterscheibe. Tränen benetzten ihre Wangen, der Spielplatz lag unscharf vor ihr.

Er sitzt auf der Schaukel. Seine Augen blicken glücklich zu ihr hinauf, als er ihr winkt.

Sie betrachtete sein Lächeln, bemerkte kaum, wie sie ihre Hand hob.

Unbeschwert wendet er sich ab, schaukelt vor sich hin.

Sie lächelte und strich sich über die feuchten Augen.

Die Schaukel am Spielplatz wippte alleine.

Ihr blieb sein Lächeln. Und die Hoffnung.

Er würde kommen, mit all den Antworten, die keine Bedeutung mehr hätten.

Sie musste nur warten.

Die blau-grünen Knopfaugen des Teddybären spiegelten sich im Fenster.

Das Leben eines Wortes ist ungerecht

ANTONIA MILLA, GEB. 2001

SIR KARL POPPER SCHULE AM WIEDNER GYMNASIUM, 1040 WIEN

„Das Leben eines Wortes ist ungerecht.“ Das ist das uralte Sprichwort, das meine Mutter mir immer wieder vorgebetet hat, wenn ich mich über Dieses und Jenes beschwert habe, die mich in der Volksschule manchmal gehänselt haben. Meine Mutter, Genügsam, ist ein eher ruhiges, relativ anspruchsloses Adjektiv, während mein Vater, Genügen, schon etwas aufbrausender und fordernder ist, was aber auch daran liegen kann, dass er ein Verb ist. Verben brauchen bekanntlich immer etwas Action in ihrem Leben. Er versteht mich und meinen Idealismus besser.

Ich begreife beispielsweise einfach nicht, warum die stärkeren Verben immer die schwächeren mobben, nur weil sie nicht solche Draufgänger sind und sich auch mal an ein paar Regeln halten. Und obwohl Viele das verleugnen, werden auch weibliche Nomen noch vernachlässigt. Statt sich um die echten Probleme dieses Themas zu kümmern, hat man viele männliche Jobbezeichnungen in eine komplett neue Form gezwungen und ihnen /in oder In angehängt, was in der Theorie vielleicht ganz nett wirkt, aber dann doch eher nervig ist. Auch Rassismus ist in unserer Gesellschaft ein großes Problem, man würde es nicht glauben, aber „Anglizismus“ und „Lehnwort“ werden immer noch als Schimpfwörter verwendet!

Ich bin ein ganz normales Pronomen. Als das Kind von Genügsam und Genügen hat man es nicht leicht. Und obwohl ich nicht so schön wie meine Freunde Kontext und Delikt oder so speziell wie Iris und F-Dur bin und auch nicht den Retro-Flair von Obsolet, Sendeschluss oder Fernmeldeamt besitze, habe auch ich meine Besonderheiten. Ich werde oft unterschätzt, weil die Wörter glauben, ich wäre ruhig und

unkompliziert. Jedoch habe ich von meinem Vater nicht nur vier Buchstaben geerbt, sondern auch etwas Sturheit. Und was viele vergessen: Wörter kann man auch verneinen. Mein bester Freund Nicht hat dieselben Ideale wie ich und zusammen können wir Allen zeigen, was sie besser machen können! Was nicht genug ist. Nicht genug Essen für Kinder in Afrika. Nicht genug Hilfe für ertrinkende Flüchtlinge. Nicht genug Fokus auf die eigentlichen Probleme. Nicht genug Zusammenhalt in der Politik. Nicht genug Weltoffenheit. Nicht genug Interesse. Nicht genug Freiheit. Nicht genug Frieden. Nicht genug Liebe.

Auch wenn ich alleine bin, muss das noch lange nicht heißen, dass ich den Mund halte. Ich kann auch sagen, was genug ist und was aufhören sollte. Vielleicht bin ich zu langweilig, zu kompliziert oder mit zu vielen Gs bestückt. Aber warum sollte mich das kümmern? Was wirklich wichtig ist, sind die Sätze, die man aus mir bauen kann. Was kann ein Wort schon verändern? Wir alle wollen die Welt verändern. Die wenigsten bewirken wirklich etwas und finden echte Lösungen, oder? Aber so sehr ich abgewetzte Sprichwörter auch hasse, man muss klein anfangen, wenn man etwas bewirken will. Das Leben eines Wortes ist ungerecht, aber das heißt nicht, dass ein Wort wie ich das hinnehmen muss! Falls du mich verwendest, bitte merk dir eines: Auch Wörter haben Gefühle!

gelb oder orange?

TAMINA KOREN, GEB. 1999

GWIKU 18, HAIZINGERGASSE, WIEN

Menschen strömten an ihr vorbei wie ein Schwarm Fische, der das Weite sucht. Fremde Augen fingen ihren Blick auf, musterten sie kurz und wandten sich wieder ab. Der Wind peitschte eisige Luft gegen ihr Gesicht und tauchte ihre Nasenspitze in ein kräftiges Rot. Sie knöpfte sich den grauen Mantel zu und spürte, wie ihre Füße immer schneller über den Asphalt liefen. Sie war bald da. Die Sonne verschwand allmählich hinter der Skyline der Stadt, während die ersten Lichter zum Leben erwachten. Je näher sie kam, desto lauter wurden ihre Gedanken. Sie lief und lief, bis sie endlich bei der Eingangshalle angekommen war. Ruckartig blieb sie stehen – die Frau hinter ihr überholte sie fluchend. Sie ließ ihren zarten Körper gegen die Hauswand sinken und atmete tief ein. Mit geschlossenen Augen versuchte sie sich zu erinnern, was sie dazu veranlasst hatte, loszugehen. Obwohl es nur wenige Minuten her war, schien die Erinnerung daran bereits langsam zu verblassen.

Sie war zu Hause in ihrem Schlafzimmer. Es roch nach frischem Kaffee, den sie kurz zuvor zubereitet und dann einfach stehen gelassen hatte. Sie saß auf ihrem Bett und starrte auf die große Wanduhr, die über ihrem Schreibtisch hing. Sie lauschte dem Ticken der Uhr, beobachtete den schmalen schwarzen Zeiger, der langsam seine Runden drehte. So saß sie da. Aufrecht. Ohne sich zu bewegen. Wie lange sie so dasaß, wusste sie nicht. Weshalb, wusste sie auch nicht. Irgendwann stand sie auf, stürmte zur Wohnungstüre und lief los.

Ihr Atem formte weißen Rauch, als sie die kühle Abendluft aus ihren Lungen stieß. Die Finger in ihrer Jackentasche waren mittlerweile fast vollständig eingefroren. Zitternd entfernte sie sich von der Hauswand und betrat die Halle durch eine der smaragdgrünen Holztüren. Auch hier drinnen lagen die Temperaturen nur knapp über null. Sie rieb ihre

Hände aneinander, um der Kälte entgegenzuwirken, doch es half nicht viel – und es machte ihr nichts aus. Bald würde sie die Kälte ohnehin nicht mehr spüren. Sie warf einen Blick auf den Monitor über ihrem Kopf und lief zu den Treppen. Menschen kamen ihr entgegen, andere liefen an ihr vorbei, um rechtzeitig nach oben zu gelangen. Fasziniert beobachtete sie die verschiedenen Gesichter. Lächelnde. Bekümmerte. Ausdruckslose. Sie alle hatten eine Geschichte.

Etwa auf halbem Weg nach oben erweckte ein ganz besonderes Gesicht ihre Neugierde. Es gehörte zu einem älteren Mann. Er saß auf einer der steinernen Stufen und trug einen dicken, abgenutzten Wintermantel. Sein Blick war auf den Boden gerichtet. Er sah müde aus. Erschöpft und abgemagert. Obwohl sie gerne seine Geschichte erfahren hätte, wollte sie ihn nicht beachten. Sie wollte einfach nur weitergehen. Nach oben gehen. Beenden, was sie angefangen hatte. Doch als sie die Stufe, auf der er saß, erreicht hatte, hob der alte Mann seinen Kopf und sah sie an. Mit einem Blick, der ihr schon lange nicht mehr geschenkt worden war. Mit einem Blick, der sanft war. Voller Wärme und Gutmütigkeit. Ein Blick, der ihr seltsam vertraut vorkam. Sie wurde langsamer und erwiderte seinen Blick, starrte in seine braun gesprenkelten Augen und fragte sich, ob er es wusste. Ob er wusste, was sie vorhatte. Schließlich bemerkte sie ein Schild in seiner rechten Hand. Es bestand aus Karton, war schon etwas beschädigt und mit schwarzem Filzstift beschrieben. „Ich bin hungrig“, war darauf zu lesen. „Ich bin hungrig“, wiederholte sie in Gedanken. Und während dieser Satz in ihrem Kopf umherschwirrte, fragte sie sich, wo ihr Hunger war. Ihr Hunger auf das Leben. Wann hatte sie ihn verloren? Dieser alte Mann strahlte so viel Wärme aus. Wärme, die sie an jemanden von früher erinnerte. An jemanden, der von derselben Wärme umgeben war. Dieser alte Mann hatte nicht viel. Doch er hatte die Kraft weiterzumachen. Weiterzuleben. Wohin war ihre Kraft entschwunden? Wo war ihr Hunger?

Seufzend wandte sie sich von dem alten Mann ab und setzte ihren Weg fort. Nachdem ihre Beine endlich den Weg nach oben gefunden hatten, spürte sie, wie auch der letzte Tropfen ihrer Energie aus ihren

müden Knochen entwich. Erneut warf sie einen Blick auf den Monitor. In neongelber Schrift leuchtete ihr die Zeit entgegen. Ihre Zeit. Zwei Minuten. Sie blinzelte. Zwei Minuten. 120 Sekunden. 160 Herzschläge. Dann würde es vorbei sein. Dann würde sie verschwunden sein. Erloschen. Wie ein kleines Licht am Ende der Straße, dem nie jemand Beachtung geschenkt hatte. Ein kleines Licht, das nie hell genug strahlen konnte. Dessen Strahlen niemanden erwärmen konnten. Ein kleines Licht, das nicht genügend Kraft fand, weiterzuleuchten.

Während sie mit zittrigen Beinen den gefliesten Steinboden entlangschlich, betrachtete sie die wartenden Gestalten. Sie alle hatten ein Ziel. Sie alle hatten eine Geschichte. Sie hätte ihre gerne neu geschrieben.

Im Gehen strich sie mit den Fingerspitzen die schneeweiße Wand entlang. Neben ihren Füßen schlängelte sich die zitronengelbe Linie, vor deren Missachtung ihre Mutter sie schon als kleines Mädchen gewarnt hatte. Heute waren diese Worte nicht mehr von Bedeutung. Ganz vorne blieb sie stehen und sah zu Boden. Neben ihren Füßen entdeckte sie die leere Hülle eines Nimm-zwei-Bonbons. Instinktiv hob sie es auf und betrachtete es. Ein Riss war im Papier. Die Innenseite war etwas klebrig. „Nimm zwei“, flüsterte sie und langsam kam die Erinnerung zurück. Die Erinnerung an die Autofahrten mit ihrem Großvater, als sie erst wenige Jahre alt war. Er hatte diese Bonbons immer in großen Mengen im Handschuhfach gelagert. Bei jeder Fahrt durfte sie sich eines davon aussuchen. „Gelb oder orange?“, hatte er sie immer gefragt, und sie hatte, anstatt zu antworten, die Augen geschlossen und ihre Hand ausgestreckt.

Eine Träne tropfte auf das Papier und perlte langsam ab. Endlich wusste sie, weshalb ihr der alte Mann so vertraut vorkam. Weshalb sie die Wärme in seinem Blick schon einmal gespürt hatte. Sie umschloss das Papier mit ihren Fingern und ließ ihre Hand in der Jackentasche verschwinden.

Nur mehr eine Minute. 60 Sekunden. 80 Herzschläge.

Einatmen. Ausatmen.

Helle Lichter zeichneten sich in der Dunkelheit ab. Sie presste die Lippen aufeinander. Umschloss das Stück Papier noch fester.

Einatmen. Ausatmen.

Ein sanftes Rauschen ertönte. Die Lichter wurden heller. Die wartenden Gestalten setzten sich langsam in Bewegung.

Einatmen. Ausatmen.

Das Rauschen wurde lauter. Die Lichter waren fast da. In ihrer Jackentasche knisterte das Stück Papier.

Die Lichter verschwanden. Kühle Luft zog an ihr vorbei, als sich die Bremsen in Bewegung setzten.

Die Türen öffneten sich langsam. Das Stückchen Papier immer noch fest umklammert mischte sie sich unter die anderen Gestalten und stieg ein.

Einatmen. Ausatmen.

Als sich die Türen schlossen, begann sie zu lächeln. Sie hatte kein Ziel. Sie wusste nicht, wohin sie wollte. Doch eines wusste sie jetzt. Sie war noch hungrig.

Das schwarze Herz

ANDREJ HARING, GEB. 1999
GRG 13, WENZGASSE, WIEN

Eine Tür öffnet sich und eine bleiche Hand streckt sich dunklem Qualm entgegen. Nachtluft weht den Blick frei auf das belebte Innenleben eines Pubs. Eine andere Hand erscheint von draußen und packt den bleichen Arm. Zwei Blicke treffen sich, einer zögernd, der andere ungeduldig. Die Trägerin des ungeduldigen Blicks schüttelt sich los und eilt die Stufen hinab, die in den dichten Qualm führen. Die Tür fällt ins Schloss.

Der Träger des zögernden Blicks, lässt diesen nun über den Nachthimmel schweifen. Eine Sternschnuppe verglüht über ihm.

Adam

Bitte komm zurück.

Nichts passiert. Er atmet tief ein und betritt den Pub.

Am Ende der Stufen steht eine bärtige Türsteherin.

Adam

Wie viel?

Bärtige Türsteherin

(mit sehr tiefer Stimme).

Heute frei.

(Und als er nicht weitergeht.)

Nur der Eintritt. Getränke wie immer dann.

Hast dich schon gefreut, wie?

(Lacht)

Er bemüht sich, beide Mundwinkel in Richtung Augenbrauen zu ziehen, aber es klappt nur auf einer Seite.

Bärtige Türsteherin

(hört auf zu lachen).

Was grinst du so schief?

Adam

Ich mach mir nichts aus Drinks ... Danke für die Auskunft der Herr ... Dame ... Tut mir leid.

Er duckt sich vorbei in den Qualm. Er stößt gegen mehrere verschwitzte Leiber und schließlich einen Barhocker. Hier an der Bar ist die Sicht klarer. Er stellt sich mit den Füßen auf den Hocker und lässt die Augen von oben über die qualmende Menge schweifen.

Vom benachbarten Platz beobachtet ihn ein Mann mit geschürzten Lippen und nickt. Seine schwarzen Sonnenbrillen sind gerade groß genug, um seine Augen zu verdecken.

Kunan

Ist das ein Tick von dir?

Adam

Was? Nein ... nein, ich suche nur jemanden.

Kunan

Wär ziemlich lustig, wenn das ein Tick wär. Auf Barhocker klettern. Aber ja, so haben wir eben alle unsere Ticks.

Adam

(abwesend).

Ach, tatsächlich?

Kunan

Ja. Darf ich dich auf ein Bier einladen?

Nirgends ist das bleiche Mädchen zu sehen. Er steigt vom Barhocker und setzt sich neben den Mann mit der Sonnenbrille.

Adam

Auf ein Bier?

Kunan

Natürlich auf kein echtes. Wurde ja rationiert, wie du weißt.

Der Mann mit der Sonnenbrille winkt dem Barmann.

Adam

Ich mach mir nichts aus Drinks.

Kunan

Kunan.

Adam

Adam ...

Sie schütteln sich die Hände.

Kunan

Weißt du, als ich so jung war wie du, da gab es hier noch Musik. Jetzt ist alles still.

Adam lauscht der Geräuschkulisse aus Gelächter, Gebrüll und Gläserklirren.

Adam

Also „still“ ...

Kunan

Ja, natürlich gibt es Lärm. Aber Musik, mein Junge, das ist was anderes. Du musst die Klassiker hören. Punkrock aus den 20ern. Niemand nennt so was Lärm.

Adam

Ich hab noch nie Musik gehört.

Kunan

Wurde schon lange rationiert.

Der Barmann stellt zwei kantige Gläser auf den Tisch. Kunan deutet auf die farblose Flüssigkeit darin.

Kunan

Wiesel.

(Sie stoßen an.)

Auf dich, mein Junge.

Adam stürzt das Getränk in drei großen Schlucken hinunter.

Kunan

Und?

Adam

Pelzig. Wo finde ich hier jemanden, der nicht gefunden werden will?

Kunan

Unterm schwarzen Herz. Etwas abseits, in die Richtung.

Er winkt in den Qualm hinter sich.

Kunan

Dort handeln die Krämer. Total überteuert, nur weil man die Sachen sonst nirgends kriegt. Einen Freund von mir haben sie richtig abgezockt. Er hatte diesen Tick mit Zahnstochern. Die waren früher billig. Aber irgendwann haben sie auch die rationiert. So wie alles hier ...

Adam

Wie Liebe.

Kunan

Ach, darum geht es ...

Er grinst und zwischen seinen Lippen kommen Zähne wie schwarze Südseeperlen zum Vorschein. Er bemerkt Adams Blick.

Kunan

Ist der Rauch hier. Die Leute rauchen Ruß, das macht sie glücklich.

Adam

(eifrig).

Weil es keine Liebe mehr gibt!

Kunan

Glaub mir, mein Junge. Liebe macht dich nicht glücklich. Es gibt nur eine Sache ... Duck dich!

Ein löchriger Regenschirm zieht haarscharf an Adams Kopf vorbei.

Namenloser Schläger

Hey, Kunan, deine Kniescheiben sind dran.

(Er betont jedes Wort, indem er mit dem Schirm gegen Adams Barhocker schlägt.)

Zwei Männer in Lederjacken sind hinter Adam aufgetaucht.

Kunan

Schon gut, darf ich euch auf ein Bier einladen?

Der zweite Schläger packt Adam und schleudert ihn samt Barhocker zu Boden.

Kunan

Wie ihr wollt!

Kunan hebt seinen Barhocker und schwingt ihn durch die Luft.

Kunan

Pass ... auf ... die ... Tür ... steherin ... Junge!

Adam ist vom Sturz benommen und krabbelt von der Bar weg. Da stellt sich ihm jemand in den Weg. Die bärtige Türsteherin schaut auf ihn herab.

Bärtige Türsteherin

Du machst dir nichts aus Drinks, wie?

Ein lautes Klirren und ein Schrei ertönen. Sie kneift die Augen zusammen und stiert Richtung Bar.

Bärtige Türsteherin

(zu Adam).

Du kommst auch noch dran!

Sie lässt ihn stehen und verschwindet Richtung Kampfgeräusche. Adam torkelt orientierungslos durch den Pub.

Plötzlich sieht er vier hohe Pfeiler, die aus dem Qualm ragen. Dazwischen ist ein schwerer Baldachin gespannt und daran hängt ein großes Plüschherz. Unter Teerflecken schimmert ein dunkles Rot.

Adam

(lächelnd).

Es ist nicht ganz schwarz.

Darunter steht ein niedriger Tisch. Rundherum liegen Polster mit türkischem Stickmuster. Auf einem sitzt das blasse Mädchen. Sie hat kleine Eisberge in den Augen. Er lässt sich neben sie nieder.

Elena

Hast du dich endlich entschieden zu kommen?

Adam

Ich ... ich bin im Moment nicht klar im Kopf.

Elena

(hebt eine Augenbraue).

Du hast getrunken.

Adam

... Nein. Ich war darüber noch nie klar im Kopf.

Elena

(verschränkt die Arme).

Wenn du einen Rückzieher machst, verlieb ich mich alleine.

Adam

Man kann sich gar nicht allein verlieben.

Elena

(eine Spur zärtlicher).

Und das will ich auch gar nicht. Du weißt doch, was ich mir wünsche. Ich dachte, wir wären uns einig.

Adam

Ist eine große Sache. Ich weiß nicht, ob Liebe uns glücklich macht.

Eine Stimme ertönt, weich wie das Fell einer Perserkatze, die dabei ist, etwas Niedliches zu schlucken.

Buntan

Das kann ich euch allerdings auch nicht versprechen.

Adam mustert die Gestalt, die bis jetzt unbewegt, rauchend unter dem Baldachin gesessen hat. Sie ist von oben bis unten in schwarzes Tuch gehüllt, das Gesicht bedeckt eine schwarze Maske mit Hörnern.

Adam

Krämer?

Buntan

Richtig, Buntan der Krämer. Ich habe alles im Repertoire, Glück ist auch dabei! Soll es noch etwas von dem Ruß sein?

Er hebt dabei die Hand mit einem langen Schlauch und aus einer Öffnung in der Maske strömt dichter Qualm.

Elena

Nein danke, davon hab ich schon genug.

Adam

Du hast geraucht?

Buntan nickt.

Buntan

Richtig, Elena und ich haben uns die Zeit vertrieben und auf dich gewartet. Andauernd redet sie davon, wie gut ihr zusammenpassen würdet, doch jetzt, wo ich dich sehe, bin ich fast schon enttäuscht.

Elena

Er ist gekommen, das ist die Hauptsache.

Buntan

(nachdenklich).

Ja, aber er scheint fast ein wenig Angst zu haben.

Adam

Ich war in einen Kampf verwickelt.

Buntan

Tatsächlich?

Erneut strömt schwarzer Qualm aus der Maskenöffnung.

Buntan

Das ist aber schlecht. Kämpfe mag die Türsteherin gar nicht. Schlechte Laune bekommen stets wir Krämer und unsere Kunden zu spüren. Sie hasst diese Art Handel. Also beeilen wir uns!

Elena

(zu Adam).

Ich hab ihm schon gesagt, was wir kaufen.

Buntan

Liebe ist schwer zu bekommen, seit die Institution beschlossen hat, sie abzufüllen und zu rationieren. Und speziell nach dem Krieg ... Das wird nicht billig.

Elena

Wir haben das Geld.

Adam

(schaut sie eindringlich an).

Was ist, wenn es nicht wird wie erwartet?

Buntan

(seine weiche Stimme wird noch weicher).

Die Liebe ... Manchmal macht sie sehr glücklich. Manchmal verzweifelt man daran. So genau, weiß man das im Vorhinein nie.

(Er nimmt wieder einen Zug aus dem Schlauch.)

Die Frage ist: Wagst du es?

Er stellt ein kleines Fläschchen mit dicht beschriebenen Etikett auf den Tisch. Adam und Elena betrachten den Inhalt.

Adam

Ich hab es mir irgendwie roter vorgestellt.

Elena

Die ist ja abgelaufen.

In einiger Entfernung taucht ein massiger Schatten auf.

Buntan

(hebt beschwichtigend die Hand).

Keine Sorge ... Liebe ist wie Schokolade, die läuft nicht ab.

Elena

Überzeugt.

Sie holt einen Geldbeutel hervor und legt ihn auf den Tisch. Adam beobachtet unruhig, den Schatten, der klar wird und zur bärtigen Türsteherin anwächst.

Buntan

Und du, kampferprobter Adam?

Adam legt ebenfalls einen Geldbeutel auf den Tisch. Buntan nimmt das Geld und öffnet die Flasche. Die bärtige Türsteherin schaut mit zusammengekniffenen Augen in Richtung des schwarzen Herzens.

Buntan

Hier, bitte sehr.

(Er schenkt zwei daumengroße Gläser voll.)

Mit Bedacht genießen. Oder besser schnell, da kommt die Türsteherin. Hat mich gefreut, Elena.

Kurz bevor die Türsteherin das schwarze Herz erreicht, erhebt sich Buntan raschelnd und lässt den Schlauch fallen. Unkontrolliert stößt dieser Ruß aus und hüllt den Baldachin in dichten Qualm. Darin strahlen Elenas Augen wie kleine blaue Sonnen.

Elena

Auf unsere Liebe.

Sie stoßen an; trinken.

Elena

Und?

Adam

Pelzig.

Aquariumuhr

ANNA POSCH, GEB. 2001

GRG 19, KROTTENBACHSTRASSE, WIEN

Ich liege im Bett. Schmerzen. Tick. Das Einzige, was ich hören kann, ist das laute Ticken der Uhr, das jede Sekunde ertönt. Tick. Es gibt Uhren, die ticktack machen, hin und her. Aber meine nicht. Tick. Es tickt immer gleich. Und ich wünschte, es würde endlich aufhören.

Ich dachte immer, andere Leute bekommen Krebs. Nicht ich. Aber man denkt nie, dass man selbst betroffen sein könnte, bevor etwas passiert. Warum heißt Krebs Krebs? Darüber denke ich viel nach. Angeblich, weil Brusttumore wie Krebsbeine aussehen. Meiner Meinung nach kein nachvollziehbarer Grund, eine Krankheit wie ein Tier zu benennen. Krebs ist manchmal unscheinbar und bleibt unbemerkt, aber trotzdem fatal. Es gibt keine Ähnlichkeit, denn bei Krebsen ist das genau umgekehrt: Vor denen muss man keine Angst haben. Ich weiß das, früher hatte ich einen. Ein auffallend blau-schwarz gestreifter Einsiedlerkrebs mit graurosa Haus bewohnte das Aquarium in meinem Zimmer. Er war etwa so groß wie mein kleiner Finger und mir ausdrücklich unsympathisch. Ich hatte ihn nach meiner Diagnose gekauft. Vielleicht um zu sehen, wer es länger schaffen würde, oder, ob wir uns anfreunden würden. Ich nannte ihn Krebs, weil mir nichts Besseres einfiel. Das ist aber nicht weiter schlimm, denn ich glaube nicht, dass Krebse überhaupt Emotionen haben. Und wenn sie das haben, ist es mir egal. Meinem Krebs sind meine Emotionen schließlich auch egal. Krebs lebte im Wasser, parkte sein Haus meistens in einer Ecke des Aquariums und tat nicht viel, außer zeitweise ein bisschen herumzukriechen. Eigentlich sind Krebse Beobachtungstiere, aber ihm zuzuschauen war langweilig und machte mich aggressiv. Ich hasste diesen Krebs.

Tick. Diese Uhr ist zu laut. In der Vergangenheit hat ihr konstantes Ticken mich manchmal beruhigt, aber heute nicht, eher das Gegenteil.

Tick. Die Gliederschmerzen sind fast nicht auszuhalten. Ich kann nicht gut atmen. Tick. Wann bekam ich das letzte Mal Morphium? Wirkt es überhaupt? Tick. Mein Körper will anscheinend das Gegenteil beweisen. Tick. Meine Augen fallen zu.

Die Sache mit dem Krebs. Im Nachhinein tut er mir ein bisschen leid, er konnte schließlich nichts dafür. Aber ich konnte auch nichts dafür, und das änderte nichts an meiner Lage. Damals wachte ich mitten in der Nacht auf. Ich verspürte einen dumpfen Schmerz in meinem Kopf. Keine Liegeposition erwies sich als angenehm und außerdem war mir schwindlig. Einschlafen konnte ich nicht, also warf ich die Decke von mir und stand auf. Ging zu dem schwach beleuchteten Aquarium. Startete das Haus des Einsiedlerkrebses an. Neben dem Aquarium stand eine Packung Kokosraspeln. Ich nahm eine Handvoll. Einige ließ ich in das Aquarium fallen und den Rest stopfte ich mir in den Mund. Als ich kaute, sah ich zu, wie die Kokosraspeln auf den Boden des Aquariums sanken. Der Krebs kam aus seinem Haus und kroch zu den Raspeln hinüber. Ewig sah ich ihm zu. Er war so langsam. Je länger ich dort stand, desto wütender wurde ich. Mein ganzer Körper bebte. Zitternd streckte ich meine Hand aus, tauchte sie in das kühle Wasser und hob den Einsiedler sachte aus dem Aquarium. Ich hielt ihn an seiner Schale fest und legte ihn behutsam auf den Boden zwischen meine Füße. Die Uhr tickte laut. Ich hasste diesen Krebs. Und ich trat auf ihn. Ein fester Tritt. Die Schale des Krebses krachte leise, als mein Fuß darauf stampfte. Ein zweiter Tritt, diesmal stärker. Die harten Scherben des Krebsgehäuses stachen in meine Fußsohle und ich verspürte einen plötzlichen Schmerz. Wieder ein Tritt. Und dann noch einer. Und noch einer. Ich trat lange auf den Krebs ein, obwohl er längst schon tot war. Dann fing ich an zu schreien. Ich schrie, weil es ausweglos war und ich meinen Krebs getötet hatte. Weil mich mein Krebs töten würde. Weil ich meinen mich tötenden Krebs nicht töten konnte. Weil ich wünschte, dass es endlich aus sein würde. Weil ich das Leben nicht mehr aushielt und mich die verdammte Hilflosigkeit zerstörte. Als mein Vater ins Zimmer kam, sah er mich anfangs unsicher an. Er redete nicht viel, er wusch mich, verband meinen Fuß und brachte mich anschließend ins Bett.

Er verstand, dass sein Schweigen mir mehr half, als Worte es konnten. Nachdem er den toten Krebs beseitigt hatte, kam er nochmal in mein dunkles Zimmer. Ich glaube, er dachte, ich schliefe schon. Mit vorsichtigen Schritten kam er zu mir ans Bett und blieb dort stehen. Ich hörte das laute Ticken der Uhr. Hin und wieder spürte ich seine Tränen, die auf meinen nackten Oberkörper fielen. Er deckte mich zu.

Tick. Die Tür öffnet sich, mein Vater kommt herein. Tick. Sein Zigaretteruch setzt sich mit ihm zu mir ans Bett. Er sieht schrecklich aus. Tick. „Es tut mir leid“, sagt er leise. Er sieht mir nicht in die Augen. Tick. Ich will meinen Kopf schütteln. Ein stechender Schmerz durchfließt meinen Nacken. Tick. Ich sehe der Uhr beim Ticken zu.

Vor einigen Tagen, als mein Vater bei mir im Zimmer war, bat ich ihn um einen Gefallen. Das Morphium machte mich benebelt und das Atmen fiel mir schwer, weil meine Lunge zu brennen schien. „Papa, hilf mir“, flüsterte ich. Er wusste genau, was ich meinte. Zuerst sah er mich nur ruhig an. Dann blickte er auf meinen Schreibtisch, auf dem Medikamente und Schmerzmittel standen. Die Uhr tickte laut. Ich schlief ein, wachte wieder auf. So konnte ich nicht mehr. Nicht mehr auf meinen Tod warten, mit Schmerzen, die nicht auszuhalten waren. Mein Vater antwortete nicht. „Papa?“ Er wendete sich von mir ab. Ein Räuspern. Seine Stimme war zittrig. „Bitte verlang‘ das nicht von mir.“ Er begrub seinen Kopf in den Händen. Ich fragte mich, wer von uns in dieser Situation egoistischer war. Ob ich es wirklich getan hätte, kann ich nicht sagen. Schlucken tat mir weh.

Tick. Ob es eine Schmerzträne oder ein Schweißtropfen ist, welcher meine Wange nässt, weiß ich nicht. Tick. Wie spät es wohl ist? Tag und Nacht kann ich nur noch schwer unterscheiden. Tick. Der Druck in meinem Kopf verursacht unbeschreiblichen Schmerz. Tick. Sekunden zählen. Minuten. Stunden. Irgendwann muss es doch enden! Tick. Meine Gedanken sind wirr und mir ist heiß. Tick. Mit dem Finger zeige ich zur Uhr hinauf. Ich kann das nicht mehr hören. Mein Vater sitzt neben mir, erkennt, was ich will. Er nimmt die Uhr von der Wand, um sie

zu stoppen. Das Ticken verstummt. Danke, Papa. Tick. Ich habe mich geirrt. Das Ticken bleibt, obwohl die Uhr ab ist. Tick. Laut, nur dieses Mal ist das Ticken in meinem Kopf. Mein Kopf ist das Aquarium. Der Krebs ist da drin. Tick. Ich habe das Gefühl, mein eigener Körper erdrückt mich, und kneife die Augen so fest zu, dass ich bewegte Muster sehe. Tick. Ich muss mich auf die Atmung konzentrieren. Tick, einatmen. Tick, ausatmen. Ich hyperventiliere, atme viel zu schnell. Tick. Halte die Ohren mit aller Kraft, die ich noch habe, zu. Um das Ticken irgendwie zu stoppen. Tick. Nichts hilft. Ich schluchze laut auf, es tut mir weh. Tick. Meinen Vater nehme ich nicht mehr wahr. Tick. Ist das eine Panikattacke? Oder passiert es jetzt? Tick. Etwas berührt meinen Mund, mein Vater gibt mir zu trinken. Er hält ein Glas an meine Lippen und ich trinke kaltes Wasser. Tick. Schlucken tut weh. Mein Vater zittert und neigt das Glas zu sehr. Wasser fließt über meine Wangen und tropft auf den Polster. Tick. Ich öffne meine Augen. Tick. Der Druck, den meine Finger auf meine Ohren ausüben, wird schwächer. Mein Kopf pocht voll Schmerz, doch auch der lässt nach. Nach und nach wird das Ticken leiser. Meine Mundwinkel zucken.

Dann schlafe ich ein.

Ein Anfang im Ende

KATHARINA BROST, GEB. 2000

ERZBISCHÖFLICHES EDITH-STEIN-GYMNASIUM, MÜNCHEN

Was, wenn es noch nicht reicht, obwohl man alles erreicht hat, was man sich gewünscht hat? Wenn man die Möglichkeiten noch nicht ganz ausgeschöpft hat? Was, wenn es noch weitergehen kann? Es gibt vieles, was wir nicht begreifen können.

Das Schicksal gehört dazu.

Es war einmal ... So fängt auch mein Märchen an. Habe ich übertrieben? Vielleicht. Was kann man schon als Märchen bezeichnen? Es muss nicht immer alles gut gehen, aber am Ende siegt die sympathischste aller Personen, die schönste Prinzessin, der mutigste Bauernjunge, der klügste König.

Auch ich hatte mein Ziel erreicht. Aber hinter einem Ende versteckt sich oft ein Anfang.

Der Schnee fällt schon stundenlang und verbirgt die kahlen Äste der Bäume. Es ist ein schönes Bild, der Kontrast zwischen den harten Linien der im Dämmerlicht schwarzen Stämme und den fedrigen weißen Zweigen. Ich nehme die Kamera in die Hand und schalte sie an. Das Summen, mit dem das Objektiv ausfährt, ist so vertraut wie meine eigenen Hände. Ich fokussiere, stelle den ISO-Wert neu ein, korrigiere die Blendenöffnung und drücke den Auslöser. Das satte Klacken, mit dem der Spiegel hochklappt, löst ein Glücksgefühl in mir aus.

Schon seit Jahren trage ich eine Kamera mit mir herum, wo auch immer ich bin. Die Natur, die Menschen, einfach alles fasziniert mich wie ein Theaterstück, das nur für mich inszeniert wird. Ich bin der Zuschauer, die Person, die gebannt der Handlung folgt und am Ende pflichtschuldigst applaudiert. Ich halte das Geschehen fest,

in Gedanken, Worten und Bildern. Wie ein Erzähler, der von oben herabschaut und zufrieden feststellt, dass alles seinen gewohnten Gang geht.

Manchmal jedoch passieren Dinge, die man sich nicht einfach so vorstellen kann.

Etwas Plötzliches, was einen aus der Bahn wirft.

Ich habe immer gedacht, dass ich eigentlich genug hätte. Eine Kamera und mein Talent. Ohne übertreiben zu wollen. Ich bin gut, wahrscheinlich sogar unter den Besten. Es gibt nur wenige, die erreicht haben, was sie sich immer gewünscht haben. Ich habe lange gebraucht, um mich hochzuarbeiten, aber ich habe es geschafft. Das reicht mir, mehr will ich nicht.

Meine Tage beginnen immer gleich. Ich stehe auf, esse, packe meine Sachen und mache mich auf den Weg. Die Welt besteht aus so vielen Bildern, und jeden Tag finde ich ein neues.

Es ist ein ungewöhnlicher Wintertag. Der Nebel schwebt heute über dem Boden, und der Mond ist noch am Himmel zu sehen. Es ist ein ruhiges Motiv, still und nur gelegentlich von einem Auto gestört. Ich überlege kurz, dann fällt es mir ganz leicht und geht wie von allein. Kurz bevor ich den Auslöser betätige, höre ich ein Klacken. Es klingt wie das vertraute Geräusch meiner Kamera, das mich den ganzen Tag hindurch begleitet, aber es ist anders. Ich drehe mich ruckartig zur Seite. Da ist jemand, nicht weit entfernt von mir. Ich sehe das Objektiv einer Kamera, dunkle Handschuhe und einen mitternachtsblauen Mantel. „Was ...“ Meine Stimme klingt dünn und piepsig.

„Hab ich dich erschreckt? Entschuldige.“ Er kommt auf mich zu, die Kamera locker in einer Hand. Unwillkürlich schiele ich darauf. Eine Spiegelreflexkamera, allerdings nicht das gleiche Modell, das ich in der Hand halte. „Es war faszinierend, wie konzentriert du warst.“ Meine Überraschung wandelt sich zu Ärger. „Hast du gerade

eben mich fotografiert?“ Er legt den Kopf schief, und sein Blick sagt mir, dass die Antwort ja wohl offensichtlich ist. „Du gehst oft fotografieren.“ Damit wirft er mich aus der Bahn.

„Woher willst du das wissen?“

„Ich habe deine Bilder gesehen. Du bist gut.“ So sachlich, wie er es sagt, klingt es nicht so, als hätte ich mit der Fotografie den Traum meines Lebens verwirklicht. „Aber woher soll er das schon wissen?“, versuche ich mich zu beruhigen.

„Danke.“

Wir schweigen. Es ist kein leeres Schweigen, sondern es scheint so voller Worte zu sein, als würde die Luft um uns herum die Sätze bilden, die wir nicht aussprechen. Wir stehen da, bis die Sonne sich über den Nebel gekämpft hat und der Mond nicht mehr zu sehen ist. Seine Haare schimmern rotgolden wie Herbstblätter. Ich hebe die Kamera und drücke den runden Knopf. Es klackt, und er schaut mich immer noch unverwandt an. „Ich schätze mal, jetzt sind wir quitt“, sagt er mit einem schiefen Grinsen.

Der Tag danach ist fast wieder wie immer. Ich sehe die Menschen, aber sie sehen mich nicht.

Ich halte die Momente in Bildern fest, bevor sie vorbeischlüpfen, aber niemand bemerkt es.

Trotzdem ertappe ich mich bei dem Gedanken an den Jungen mit dem Haar wie Herbstblätter. Ich weiß nicht, warum, aber etwas an diesem Jungen irritiert mich nach wie vor. Er ist nicht wie die Menschen auf meinen Bildern. Er hat mich gesehen.

Und seltsamerweise stört mich das.

Normalerweise gehe ich schwerelos durch den Tag. Aber irgendetwas hält mich heute zurück, ein kleiner Gedanke, der irgendwo in meinem Hinterkopf herumschwirrt.

Ich weiß, dass es an diesem Jungen liegt. Ich ertappe mich immer wieder dabei, wie ich das Foto von ihm anstarre und mich frage, warum er an diesem Tag neben mir gestanden ist.

Und warum er mich fotografiert hat. Die Welt war doch immer mein Theaterstück, meine Vorstellung, nur inszeniert, damit ich die wichtigen, die schönen Momente festhalten kann.

Es hätte mir nichts ausgemacht, hinter meiner Kamera zu bleiben. Warum also bin ich in den Fokus geraten?

„Hey.“ Ich zucke erschrocken zusammen. Da ist er wieder, und er hat mich als Einziger bemerkt. Alle anderen gehen weiter. „Hast du Lust, einen ganz besonderen Platz zu sehen?“

Ein kleines Stück Wald, ein bisschen Wiese, ein kleiner Fluss. Ich habe viele solcher Orte gesehen, aber ich verstehe sofort, was diesen hier so besonders macht. Es ist das Rauschen des Wassers und des Windes. Er schaut mich an, und in seinen Augen ist etwas, was ich nicht deuten kann. Es gibt viele Bilder von Menschen, Porträts, Gruppenaufnahmen, aber keines zeigt diesen Ausdruck. Es ist ein wildes und ruhiges Fragen und gleichzeitig eine Antwort, die so selbstverständlich wirkt wie nichts sonst.

Eine Sekunde streckt sich in die Länge, wird unendlich, mehrere Herzschläge lang. Die Zeit selbst löst sich auf, wirbelt mit dem Wind davon und wird den Fluss hinuntergetragen, während ich dastehe und begreife.

Es ist nicht die Stille, nicht die festliche Symphonie des Wassers oder das Flüstern des Windes, und auch nicht die Anordnung der Bäume oder die Farbe des Himmels.

Es gibt keinen perfekten Ort.

Es gibt nur perfekte Momente.

Und der perfekte Moment ist etwas, was man nicht festhalten kann. Er vergeht so schnell wie ein Wimpernschlag, noch bevor man ihn zu fassen bekommt. Aber die Empfindung hallt nach, und dieses Echo bleibt als bitter-süßer Schmerz.

„Spürst du es?“, frage ich leise.

„Ja.“ Seine Augen sind der Mittelpunkt des Universums, als er mich ansieht.

Manchmal fällt jemand aus seiner Rolle und verlässt seinen Platz auf der Bühne, um sich neben mich zu setzen.

Manchmal gibt es Momente, in denen sich das Theaterstück auflöst, und mir wieder bewusst wird, dass ich Teil davon bin. Nicht nur ein Beobachter.

Dieses Märchen endet nicht mit einem Kuss und einer abgenutzten Phrase.

Mein Märchen endet mit einem Anfang.

Weil mir dieses Ende, egal wie viel ich erreicht habe, noch nicht genug ist.

Es ist nie genug.

Perpetuitas finita

URSULA ZAISER, GEB. 2001

PGRG 13, SCHLOSSBERGGASSE, WIEN

„Bitte“, flüsterte der Mensch, der Atem rau, der Herzschlag schwach. „Gib mir nur noch ein bisschen mehr von dir. Damit ich es richten kann. Ich will alles wieder gutmachen, ich versprech's. Gib mir nur ein bisschen mehr.“

„Habe ich das nicht immer?“ Sanft war die Stimme, so anders als die Worte, die sie sprach. „Habe ich dir nicht immer noch ein wenig mehr gegeben? Ja, das habe ich. Nur hast du es nie bemerkt. Du hast es als selbstverständlich erachtet. Hast es nicht zu würdigen gewusst. Egal wie viel ich dir überlassen habe, es war dir immer zu wenig, hat dir nicht ein einziges Mal gereicht. Dabei war ich so lange bei dir, dein ganzes Leben lang. Vor deiner Geburt habe ich dich erwartet, habe beobachtet, wie du gewachsen bist, mehrmals fast starbst, aber irgendwann doch groß und stark und schön geworden bist. Für eine Weile hattest du auch Klugheit in dir.“

Die Stimme wurde leiser, langend streckte der Mensch die Hand nach ihr aus.

„Bitte, geh nicht! Verlass mich nicht!“ Der Mensch schrie. Die Stimme wisperte.

„Du warst so schlau, so unfassbar clever. Egal, vor welche Aufgabe du gestellt wurdest, du hast das Problem auf eine Weise gelöst, wie niemand es erwartet hätte. Du hast meine Gaben zu schätzen gewusst, hast gebetet und gedankt. Immer. Bis deine Klugheit in Torheit umschlug. Und du mit einem Mal nicht genug bekommen konntest. Plötzlich hast du mehr verlangt, deine Genügsamkeit wurde zu Gier, deine Milde zu Geiz. Du hast begonnen, mich einzuteilen, mich zu verfluchen, weil ich einmal nicht verging und dann wieder viel zu schnell für dich lief.“

Aber ich hatte meinen Schritt nie beschleunigt, war immer im gleichen Tempo unterwegs, habe dir immer gleich viel gegeben. So sehr wollte ich dich glücklich sehen, der Grund dafür sein, dass du glücklich bist, aber wie sollte ich aus meiner Haut, ich war seit Ewigkeiten immer gleich und mit einem Schlag war ich nicht mehr gut genug für dich. Habe deine Ansprüche nicht mehr erfüllt.“

„Aber das ist nicht wahr!“, rief der Mensch, und der Schrei brachte ihn zum Husten. Samtrottes Blut lief über sein Kinn wie ein Bächlein des Lebens. Schimmernd tropfte es auf sein Bett. Es war verschmutzt von Asche und zersplitterter Erde. „Du warst doch immer da für mich und ich habe es gewusst, hörst du, ich habe es doch gewusst! Ich hab es dir nur nie gezeigt, weil ich so dumm war! Du hast recht, ich war so dumm, habe es nie geschafft, weil anderes so wichtig schien ...“

„Im Laufe der Zeit hast du es perfektioniert, dich zu rechtfertigen. Mittlerweile bist du Meister darin geworden. Jeden könntest du täuschen. Selbst mich. Wie gerne wäre ich blind für deine Blindheit.“

Mit jedem Wort, das sie sprach, wurde die Stimme ersticker. Verlor an Kraft.

„Du hast mich nie so akzeptiert, wie ich war, wolltest wissen, wie ich irgendwann aussehen werde, und dann wieder, wie ich früher war, weil „früher“ schon längst aus deinem Gedächtnis verschwunden war. Du wolltest mich verändern, die Geschichte neu schreiben, in der Hoffnung, dadurch zu verbessern, dabei hättest du es nur schlimmer gemacht. Jeden Tag und jede Nacht hast du dir ausgemalt, was du in Zukunft schaffen würdest, und hast dabei keinen einzigen deiner freien Momente ganz im Einklang mit mir verbracht. Als Kind hast du es so oft getan, aber dann war plötzlich Schluss damit. So selten hast du das genossen, was du schon besaßest, beinahe nie. Wann hast du je im Jetzt gelebt? Wann hast du dich fallen lassen? Du hast dich gefragt, warum du keine Luft bekommst, fragst es dich jetzt. Und vor lauter Fragen hast du vergessen, wann du tatsächlich atmen kannst. Selbst wenn du es für ein paar Augenblicke wusstest, hast du nicht versucht, diesen

Zustand zu erlangen. Hast den Schmerz in deiner Brust ignoriert so lange ignoriert, bis du ihn gar nicht mehr wahrgenommen hast.“

„Sag so was nicht, bitte! Ich konnte nicht anders, wie hätte ich denn sonst weitermachen sollen? Da war so viel Leere in mir, ich habe mich selbst aufgefressen! Bitte, lass mich jetzt nicht im Stich! Ich brauche dich doch!“

Dem Menschen liefen Tränen über das fahle Gesicht. Eines der wenigen Körperteile, das noch echt war. Wie viel von sich er durch Technik ersetzt hatte. Wie hoch er geklettert war, nur um zu fallen.

„So war es nie, das weißt du. Du sagst, du brauchst mich, und damit liegst du richtig. Doch du hast es nie verstanden. Wenn deine Gedanken angefangen haben zu rotieren und sich doch nicht vom Fleck bewegten, hast du nicht begriffen, warum. Du bist wie ein Drogenabhängiger, der seine eigene Krankheit nicht sieht, nicht erkennt, dass er sich selbst mit jeder Sekunde, in der er die Realität mit Ablenkung bekämpft, selbst zerfleischt. Ja, ich könnte dir noch eine Chance geben. Aber ich kenne dich zu gut. Ich weiß, dass du sie nicht nutzen würdest. Du magst gelernt haben, mich zu messen, doch durchschaut hast du mich nie, ganz egal wie sehr du es versucht hast. Erst jetzt, wo du siehst, dass ich dir ausgehe, begreifst du, wie sehr du von mir abhängst.“

Das rot schillernde Blut des Menschen auf seinem Bett war getrocknet als mattes Braun. Fügte sich perfekt ein in den Schmutz, der das Laken besetzte. In seinen Augen glitzerte noch immer das Funkeln, das dort von Anfang an gesprüht hatte, schon im Moment seiner Geburt. Doch nun war es geschwächt. Ausgezehrt und leer. Und gleichzeitig ein letztes Aufbegehren. Das Funkeln flehte.

„Bitte“, hauchte er noch einmal. „Lass mich nicht allein. Du kannst mich doch hier nicht einfach liegen lassen. Empfindest du nicht so etwas wie Liebe für mich? Hast du das nicht die ganze Zeit über gesagt?“ Erst als das Wort schon lange über seine Lippen gekommen war, begriff der Mensch, dass er in die Falle getappt war.

„Das mag schon sein.“ Wie eine sanfte Brise wehte die Stimme über den Menschen hinweg, leicht, wie die Luft es einst gewesen war. Bevor sie beim Atmen in den Lungen zu schmerzen begonnen hatte wie feurige Glut.

„Doch das ändert nichts. Mich gibt es schon sehr viel länger als dich. Ich habe keinen Anfang, kein Ende. Wenn die Unendlichkeit dir nicht genügt hat, wie sollen dir dann die paar Wimpernschläge reichen, die ich dir noch verschaffen könnte, bevor du dich endgültig zu deinem eigenen Verderben machst?“

Zum letzten Mal strich die Zeit der Menschheit auf ihrem Sterbebett über die Wange. Dabei war sie sanft und liebevoll, wie nur etwas Unendliches es sein kann. Denn nur die Unendlichkeit kennt Milde.

„Du hast mich nicht genutzt. Dabei hättest du jede Chance dazu gehabt.“

Und die Zeit ließ den Menschen auf seinem Sterbebett zurück, das ebenfalls gerade starb. So würde zumindest keiner der beiden dabei einsam sein.

Gereicht

ASHLYN YOUNG, GEB. 2002

EUROPASCHULE ERKELENZ (NORDRHEIN-WESTFALEN)

Den Holztisch hat mein Vater zusammengebaut. Nicht ganz alleine. Ich habe ihm den Hammer gereicht. Immer, wenn er ihn gebraucht hat. Er hat es nicht für nötig gehalten, einen zu kaufen. Nicht den Hammer. Den Holztisch. Warum in den teuren Möbelmarkt fahren und einen teuren Esstisch kaufen, wenn man selbst einen bauen konnte? Es war billiger. Wir haben Geld. Wir hatten schon immer Geld. Aber er hat ihn selbst gebaut. Lieber selbst bauen und sich den schweren Hammer von seiner achtjährigen Tochter reichen lassen, deren strohige Zöpfe von der fürsorglichen Mutter geflochten wurden.

Es ist ein guter Tisch. Es ist immer ein guter Tisch gewesen. Stabil, wir haben Platz für fünf Leute. Meinen Vater, meine Mutter, meine zwei Brüder und mich. In den winzigen Ritzen der Holzplatten stecken immer feine Krümel. Von zermahlenden Cornflakes bis hin zu kleinen Sandklumpen, die aus dem Tränenkarunkel gefallen sind, kann man sicher alles aus diesen kleinen Bröseln ausmachen.

Dass sie immer seltener durch meine Brüder verursacht werden – sie sitzen kaum noch an diesem Tisch, ist mir klar, macht mich nach längerem drüber Nachdenken traurig und lässt mich die alten Zeiten zurückwünschen.

Die alten Zeiten, in denen an Wochenenden jeder im Haus mehr oder weniger pünktlich um acht Uhr aufgestanden ist, die Katze gestreichelt, mit ihr gespielt und sich schließlich an den Tisch gesetzt hat. An den Tisch meines Vaters. Er hat ihn zusammengebaut. Nicht alleine. Ich habe ihm den Hammer gereicht. Immer dann, wenn er ihn gebraucht hat.

Die Stimmung am Tisch war ... normal. Für unsere Familie war sie normal. Wir beteten nicht, bevor wir aßen. Jeder griff lediglich nach dem Aufstrich, den er auf seinem trockenen Weizentoast bevorzugte. Wir aßen einfach. Schwiegen uns kurz an, schnitten ein flaes Thema an, lachten zwischendurch, pulten mit der Zunge den ein oder anderen Weizenkern aus einer Zahnlücke, schwiegen uns wieder an und aßen weiter. Meine Mutter schlürfte ihren dampfenden Tee, zischte auf – er war zu heiß.

Wir waren immer gleichzeitig fertig mit dem Essen. Die alten, verkratzten Bretter waren leer, hier und da klebte etwas Marmelade, bestückt mit Brotkrümeln.

Ich vermisse es. Alles. Ich vermisse die unbeschwerte Leichtigkeit am Sonntagmorgen. Dass wir als Familie zusammensitzen konnten, ohne durch mindestens ein Mitglied genervt zu werden, weil dieses etwas Falsches gesagt oder getan hat. Dass wir den zusammengebauten Tisch zusammen verlassen haben. Der mit den Cornflakes-Krümeln in den Ritzen. Nicht einer nach dem anderen aufstand, weil die Atmosphäre unerträglich war.

Streit in der Luft liegt, man nur entrüstet die Augen rollen kann, wenn man sich Essmanieren eines Zwanzigjährigen ansehen muss, der in seiner Kleiner-Bub-Phase stecken geblieben zu sein scheint.

Ich vermisse den Fakt, dass meine Mutter beim gemeinsamen Sonntagmittag keinen sanften Jazz ihrer besten CDs laufen lassen musste, um uns zu beruhigen – dass wir nicht direkt sauer aufeinander wurden.

Habe ich das Recht, all dies zu vermissen? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich nicht. David ist 23, er plant, nächstes Jahr nach Italien auszuwandern. Raus aus dieser Familie, in der kaum mehr was zu funktionieren scheint. Er ist nicht mehr zwölf. Er kann machen, was er will. Wenn er gehen will, geht er. John ist 20, ein bärtiges Kleinkind. Unorganisiert, stur und unwillig, etwas an seiner vergraulen-

den Art zu ändern. Während er sich den Kopf darüber zerbricht, welches Flanellhemd besser zu seinen Schuhen passt, wünscht sich meine Mutter nichts sehnlicher, als dass er endlich auszieht und seine engen Boxershorts nicht mehr im Badezimmer liegen lässt. Die, die er immer trägt, wenn er erschöpft und pechschwarz vom Kehren der Schornsteine nach Hause kommt. Sich nur widerwillig und mit strenger Gewissensrederei seitens Papa eine Hose überzieht.

Sie beide kommen schon seit Jahren nicht mehr zum Frühstück. Sie liegen im Bett, drehen sich minütlich von einer Seite auf die andere und sabbern auf ihr Laken, während ich mit meinen Eltern am Tisch sitze und ihnen kauend dabei zuhöre, wie sie über die Flüchtlingskrise diskutieren.

Und doch habe ich genug von diesem grauen, bedrückenden Alltag. Ich will die unbeschwerte Lust und Fröhlichkeit um den Esstisch zurück. Mein Vater hat ihn gebaut.

Sie sind noch da, wohnen mit mir tagtäglich unter einem Dach, und doch vermisse ich sie. Meine Brüder. Will nicht, dass sie gehen, und kann es gleichzeitig kaum erwarten, dass nicht mehr jeden Sonntag deprimierende Streitereien zwischen ihnen am Esstisch ausbrechen.

Doch habe ich das Recht, von all dem genug zu haben? Nein. Sie sind erwachsen. Sie gehen ihren eigenen Weg. Was einst freche Jungs waren, die kichernd ihre kleine Schwester geärgert und zum Weinen gebracht haben, sind heute behaarte Kerle, die mit jemandem wie mir nicht mehr viel anfangen können. Ich kann sie nicht zwingen, wieder mit uns zu frühstücken. Niemand kann das. Wenn sie auf ihr Bettlaken sabbern wollen, dann machen sie es. Ohne Widerrede von irgendjemandem. Wenn sie nach Italien auswandern wollen, dann machen sie es. Ohne Widerrede von irgendjemandem.

Ich wünschte, ich könnte ihnen all das verbieten. Aber das kann ich nicht.

Ich wünschte, ich hätte das Recht, von diesem grauen, bedrückenden Alltag genug haben zu dürfen.

Aber das habe ich nicht. Niemand hat das.

Karussellfahrt

IRIS GÖBEL, GEB. 1999
GRG 13, WENZGASSE, WIEN

Es blinkt, funkelt, leuchtet, verschwommene Farbtropfen in der Dunkelheit.

Das leise Dudeln der Musik dringt bis zu uns und ich sehe seine Augen aufleuchten.

Zart berührt sein Finger meine Hand, als er mich zum Karussell zieht. In der Tiefe seiner Augen kann ich die Kindheit sehen, die Erinnerung an Freude und Ausgelassenheit. An die Freiheit, so zu sein, wie wir sein wollten. Stumm bittet er mich um den einen Euro, um diese verlorenen Erinnerungen wieder aufleben zu lassen.

Seufzend krame ich in meiner Hosentasche. Genau zwei Münzen habe ich noch, sie reiben in meiner Hand gegeneinander und ich reiche ihm eine. Ein verschmitztes Grinsen stiehlt sich auf seine Lippen. Schnell wirft er die schimmernde Münze ein. Sie gesellt sich zu den anderen und das Karussell setzt sich in Bewegung. Er greift nach meinem Handgelenk, flüstert lächelnd: „Komm“, und zieht mich auf das sich bereits langsam drehende Karussell. Schwankend finde ich mein Gleichgewicht, halte mich an einer der bunten Stangen fest. Seine Hand ruht auf meiner Hüfte und gibt mir zusätzlichen Halt. Er macht einen Schritt zur Seite, lässt sich auf eines der tanzenden Pferdchen sinken, seine Beine sind viel, viel, viel zu lang und berühren den Boden, selbst als das Pferd den höchsten Punkt in seiner Bewegung erreicht. Ich schwinge mich neben ihm auf das hellbraune Karussellpferd mit dem giftgrünen Sattel, in dessen Mähne rote Strähnen gemalt wurden.

Leise schallt die Musik aus dem billigen Lautsprecher durch die Nacht und er sieht mich an. Sein dunkles Haar fällt ihm ins Gesicht, seine Hand umklammert den Hals des Pferdes. Seine Mundwinkel ver-

ziehen sich zu einem Lächeln. Er breitet die Arme aus, weist gen Himmel, glücklich, als würde ihm die Welt gehören.

Streckt die Hand nach mir aus und flüchtig berühren seine Fingerspitzen die meinen.

Ich lächle.

Die Welt dreht sich um mich.

Eine Runde, eine zweite Runde, eine dritte Runde.

Alles dreht sich und mit jeder Runde vergesse ich langsam, vergesse den Druck der Welt, der auf uns lastet, den Druck des Lebens, den Druck der Öffentlichkeit, den Druck der Normen. Mit jeder Runde fällt ein Teil dessen von mir, mit jeder weiteren Runde werde ich freier. Mit jeder Runde werde ich wieder ich.

Seine Augen sind auf mir, liebevoll, geborgen.

Sein leises Lachen, das die schreckliche Karussellmusik gleich viel schöner macht.

Über mir leuchtet der dunkle Nachthimmel mit seinen vielen, Tausenden, Hunderten, unzähligen Sternen, die mir Sicherheit und Glück und Liebe und so viel mehr versprechen und mich in ein fremdes Land voller Freude entführen. In ein Land, in dem ich die Wirklichkeit verliere, zu dem sorgenlosen Kind werde, das ich einst war, und zu träumen beginne.

Sekunden, Augenblicke, Wimpernschläge verstreichen und da sind nur er und ich und das Karussell und der Nachthimmel.

Nur wir.

Alleine in unserem erträumten Land, alleine auf der ganzen weiten Welt.

Alleine in unserer Welt, die wir gestalten können, einer Welt, in der uns nichts vorgeschrieben wird, in einer Welt, in der es ausreicht, wer wir sind und wie wir sind. Eine Welt, die nur uns gehört.

Ich sehe seine bunt schimmernden Zähne, angeleuchtet von den farbenfrohen Lichtern des Kinderkarussells. Ich nehme nur seine Freude, sein kleines Glück wahr. Diesen einen so kostbaren Moment des Glückes, der nie wieder enden soll und der mich trotz allem nur noch so selten besucht. Sein dunkles Lachen erfüllt mich und befreit mich von allen Sorgen und ich wünsche mir, dass es so für immer bleiben könnte.

Dass es nicht aufhört, dass es niemals endet, dass ich nie wieder in die richtige Welt zurückmuss, in diese Welt mit all ihren Problemen und Schwierigkeiten und Enttäuschungen und Vorschriften. In die reale Welt voller Erwartungen, Erwartungen, die ich nicht erfüllen kann, die ich nicht erfüllen will, Erwartungen, die auf meinen Schultern lasten und mich hinunterdrücken, bis auf den Boden, auf den Grund, wo in den Tiefen nur der Frust auf mich wartet.

Die Musik verstummt, das Pferdchen unter mir kommt zum Stillstand. Seine Finger berühren meine Haut. Ich weiß sofort, was er will, bevor er auch nur irgendetwas sagt. Ich lächle und reiche ihm die letzte Münze.

Für heute will ich noch nicht in die Realität zurückkehren.

Für heute kann ich noch nicht in die Realität zurückkehren.

Für heute möchte ich mich noch einmal fallen lassen und träumen können.

Kooperierende Schulen 2016

Akademisches Gymnasium, 1010 Wien	Bs für Verwaltungsberufe, 1050 Wien	IBC Hetzendorf, 1120 Wien	HLW 19, 1190 Wien
GRg1 Stubenbastei, 1010 Wien	GRg 5, Rainergymnasium, 1050 Wien	GRg 13, Fichtnergasse, 1130 Wien	Modul, 1190 Wien
ORG I, „Für Musik und Kunst“, Hegelgasse 12, 1010 Wien	GRg 6, Rahlgasse, 1060 Wien	GRg 13 Wenzgasse, 1130 Wien	Neulandschule Grinzing, 1190 Wien
Rg 1, „Lise Meitner Realgymnasium“, 1010 Wien	GRg 6, Amerlinggymnasium, 1060 Wien	pGRg 13 Schlossberggasse, 1130 Wien	pGRg Hofzeile, 1190 Wien
Neue Mittelschule Renngasse, 1010 Wien	GRg6 Marchettigasse, 1060 Wien	GRg 14 Goethegymnasium, 1140 Wien	De-La-Salle-Schule Strebersdorf, 1210 Wien
ORg I, Hegelgasse 14, 1010 Wien	Berufsschule Mollardgasse/Elektro- und Veranstaltungstechnik, 1060 Wien	GRg 14 Linzerstraße, 1140 Wien	GRg 21 Franklinstrasse, 1210 Wien
Schauspielschule Krauss, 1010 Wien	Berufsschule Mollardgasse/Informa- tionstechnik, 1060 Wien	Berufsschule für Handel und Reisen, 1150 Wien	GRg 21 Ödenburgerstrasse, 1210 Wien
Privates Schottengymnasium Wien, 1010 Wien	Berufsschule Mollardgasse/Metall, Glasbau, Techn. Zeichner, 1060 Wien	GRg/ORG Henriettenplatz, 1150 Wien	BHAK/BHAS, Business Academy Donaustadt, 1220 Wien
VBS, Akademiestrasse, 1010 Wien	Berufsschule Mollardgasse/Sanitär-, Heizung-, Klimatechnik, 1060 Wien	GRg 16 Maroltingergasse, 1160 Wien	GRg 22 Polgargymnasium, 1220 Wien
Rg2 Vereinsgasse, 1020 Wien	pNMS St. Marien, 1060 Wien	Bundesschulen Kalvarienberg, 1170 Wien	Evang. Rg Donaustadt, 1220 Wien
GRg 2 Zirkusgasse, 1020 Wien	WMS Loquaipplatz, 1060 Wien	College 17, Redtenbachergasse 79, 1170 Wien	Hertha Firnberg Schulen, 1220 Wien
Lauder Chabad Campus, 1020 Wien	Bildungszentrum Kenyongasse Mater Salvatoris, 1070 Wien	GRg 17 Hernalser Gymnasium, 1170 Wien	GRg 23, Alterlaa, 1230 Wien
Sigmund Freud-Gymnasium, Wohlmutstraße, 1020 Wien	GRg7 Kandlgasse, 1070 Wien	GRg 17 Parhamerplatz, 1170 Wien	GRg Draschestrasse, 1230 Wien
GRg2, „Sperlgymnasium“, 1020 Wien	Maturaschule Dr. Roland, 1070 Wien	HBLVA17 für Chemische Industrie, 1170 Wien	Höhere Lehranstalt für Produkt- management und Präsentation, 2340 Mödling
Vienna Business School, Augarten, 1020 Wien	Musikgymnasium, 1070 Wien	KMS Geblergasse, 1170 Wien	HTL Mödling, 2340 Mödling
Zwi Perez Chajes Schule der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, 1020 Wien	pG 8, „Piaristengymnasium“, 1080 Wien	Albertus Magnus Gymnasium, 1180 Wien	Stiftsgymnasium, 3353 Seitenstetten
ORg 3 Landstrasse, 1030 Wien	VBS, Schönborngasse, 1080 Wien	G 18 Klostersgasse, 1180 Wien	BG/BRG, 3400 Klosterneuburg
Rg 3, Radetzkystrasse, 1030 Wien	HLMW9 Michelbeuern, 1090 Wien	GRg 18 Schopenhauerstraße, 1180 Wien	Gymnasium St. Ursula – Salzburg, 5060 Salzburg
GRg 3, Kundmanngasse, 1030 Wien	GRg Ettenreichgasse, 1100 Wien	GWiku 18, 1180 Wien, Haizingergasse	BORG Innsbruck, 6020 Innsbruck
Höhere Internatsschule des Bundes, Boerhaavegasse, 1030 Wien	GRg 10 Pichelmayergasse, 1100 Wien	Rudolf Steiner-Schule Pötzleinsdorf, 1180 Wien	Meinhardinum Stams, 6422 Stams
pG3, „Sacré-Coeur“ Wien, 1030 Wien	GRg 10 Laaerberg, 1100 Wien	GRg Billrothstraße 26, 1190 Wien	HTBLVA Ortweinschule, 8010 Graz
Schulzentrum Ungargasse, 1030 Wien	Neulandschule Laaerberg, 1100 Wien	GRg Billrothstraße 73, 1190 Wien	Borg Dreierschützengasse, 8020 Graz
pGRg 4, „Theresianum“, 1040 Wien	Evangelisches Gymnasium, 1110 Wien	Rg – 19 Krottenbachstraße, 1190 Wien	GRg Leibnitz, 8430 Leibnitz
Sir Karl Popper Schule am Wiedner Gymnasium, 1040 Wien	GRg 11 Geringergasse, 1110 Wien	G 19 Gymnasiumstraße, 1190 Wien	HAK1 9020 Klagenfurt
	GRg 12 Erlgasse, 1120 Wien		

Eingereichte Texte insgesamt: 395

Danksagung

Wir danken allen, die uns beim Literaturwettbewerb **TEXTE. Preis für junge Literatur 2016** unterstützt haben, insbesondere unseren Sponsoren und Förderern. Großer Dank gilt den Mitgliedern der Jury, Judith Fischer, Erwin Greiner, Alexandra Henkel, Eva Holzmann, Karin Ivancsics, Felix Lang, Anna Marboe, Vanja Radenovic, Sandra Schüddekopf und Peter Paul Wildner, die die vielen eingereichten Texte mit außerordentlicher Sorgfalt und nach langen Diskussionen beurteilt haben. Unser besonderer Dank gilt den Schriftstellerinnen und Schriftstellern Franzobel, Marianne Jungmaier, Radek Knapp, Karin Macke und Theresa Thomasberger für die spannende Gestaltung der Workshops. Den Schauspielerinnen und Schauspielern Andy Hallwaxx, Dorothee Hartinger, Alexandra Henkel, Sona MacDonald, Markus Meyer, Petra Morzé und Cornelius Obonya danken wir für den Enthusiasmus, mit dem sie sich der Texte der jungen Leute angenommen haben, Petra Morzé auch für ihre mitreißende Moderation des Finales im Kasino des Burgtheaters und den Musikern und Musikerinnen Ernst Molden, DaWeana, Double Date, Dr. Riot, Viki Lutz & Band. Wir bedanken uns bei den Mitgliedern des Vorstands für die Unterstützung und beim hoch motivierten Team für die professionelle Durchführung des Wettbewerbs.

Ganz herzlich danken wir unseren Partnern, die **TEXTE. Preis für junge Literatur 2016** erst ermöglicht haben (in alphabetischer Reihenfolge), und den unterstützenden Wiener Bezirken:

Buchhandlung Aichinger, Bernhard & Comp.	Vöslauer
Bücherstube Joachim Baumann	Webster University
Buch Wien 16	Wien Kultur
Berndorf Privatstiftung	
Bundeskanzleramt	1., Innere Stadt
Burgtheater	2., Leopoldstadt
Generali Gruppe	3., Landstraße
Industriellenvereinigung	4., Wieden
Kulturverein Liebenswertes Hernals	5., Margareten
Kurier	8., Josefstadt
Landesschulrat Oberösterreich	12., Meidling
Landesschulrat Tirol	13., Hietzing
Lhotzkys Literaturbuffet	14., Penzing
Literaturmuseum Wien	16., Ottakring
Merkur	17., Hernals
OMV	18., Währing
Raiffeisen Bank International	19., Döbling
Schwarzes Kameel	20., Brigittenau
Schweizer Botschaft	21., Floridsdorf
Schauspielhaus Zürich	22., Donaustadt
Stadtschulrat für Wien	

Schließlich gilt unser ganz besonderer Dank Karl Blüml, aufgrund dessen Initiative diese Broschüre auch heuer wieder ermöglicht wurde, und dem Stadtschulrat für Wien für die Unterstützung bei der Umsetzung.

Informationen zu **TEXTE. Preis für junge Literatur:**

www.texte.wien





TEXTE

Preis für junge Literatur

Rund vierhundert Einreichungen bildeten das Fundament für den Erfolg von **TEXTE – Preis für junge Literatur 2016**, der alle Erwartungen übertraf. Zum ersten Mal vom Verein Literarische Bühnen Wien produziert und veranstaltet, hat der von Christoph Braendle geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren im Laufe weniger Jahre einen internationalen Status erreicht, der belegt, wie notwendig diese Plattform ist.

Das Thema 2016 lautete:

Genug

Eine Fachjury kürte den beeindruckenden Siegertext
„Hals über Kopf“ von Helene Kratky.

Die fünfzehn besten Texte 2016 stammen aus der Feder von:

Helene Kratky	Felix Steunzer	Anna Posch
Oliver Wittich	Julia Lückl	Katharina Brost
Dora Koderhold	Antonia Milla	Ursula Zaiser
Pia Feiel	Tamina Koren	Ashlyn Young
Lisa Spreitzhofer	Andrej Haring	Iris Göbel